

Evelin Bader

„Heimat(los)“

**Die Bedeutung von Heimat am Beispiel der vertriebenen
Gottscheer Volksgruppe aus Slowenien**

Diplomarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades Magistra der Philosophie

Studium der Psychologie

Alpen Adria Universität Klagenfurt am Wörthersee
Fakultät für Kulturwissenschaften

Begutachterin: Univ. Ass. Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sigrid Zeichen

Institut für Psychologie: Abteilung für Sozialpsychologie,
Ethnopschoanalyse und Psychotraumatologie

März 2012

Ehrenwörtliche Erklärung

Ich erkläre ehrenwörtlich, dass ich die vorliegende wissenschaftliche Arbeit selbstständig angefertigt und die mit ihr unmittelbar verbundenen Tätigkeiten selbst erbracht habe. Ich erkläre weiters, dass ich keine anderen als die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle gedruckten, ungedruckten oder dem Internet im Wortlaut oder im wesentlichen Inhalt übernommenen Formulierungen und Konzepte sind gemäß den Regeln für wissenschaftliche Arbeiten zitiert und durch Fußnoten bzw. durch andere Quellenangaben gekennzeichnet.

Die während des Arbeitsvorganges gewährte Unterstützung einschließlich signifikanter Betreuungshinweise ist vollständig angegeben.

Die wissenschaftliche Arbeit ist noch keiner anderen Prüfungsbehörde vorgelegt worden. Diese Arbeit wurde in gedruckter und elektronischer Form abgegeben. Ich bestätige, dass der Inhalt der digitalen Version vollständig mit der gedruckten Version übereinstimmt.

Ich bin mir bewusst, dass eine falsche Erklärung rechtliche Folgen haben wird.

Evelin Bader

Pörtschach, am 20. März 2012

Für

Papa mögest du deine Heimat nun gefunden haben

Harald bei dir fühl ich mich zuhause

Jakob als Zeugnis deiner Wurzeln

Mein Dank gilt ...

... meiner Familie für die Geduld und die emotionale Unterstützung in der Zeit meines Studiums.

... Frau Mag.^a Dr.ⁱⁿ Sigrid Zeichen dafür, dass sie mich weitgehend selbständig arbeiten ließ und mir trotzdem bei Fragen und Unsicherheiten mit Anregungen und Änderungsvorschlägen hilfreich und kritisch zur Seite stand.

... meinen Freundinnen Barbara, Christa, Marina und Sonja für das Interesse an meiner Arbeit, das Zuhören, die fruchtbaren Gespräche und das Korrekturlesen, aber auch für die von ihnen oft erzwungenen Freizeitaktivitäten, aus denen ich Erholung und neue Kraft schöpfen konnte.

... den Mitgliedern der Gottscheer Landsmannschaft, die mich freundschaftlich aufnahmen und mich jederzeit mit Rat und Tat unterstützten. Hervorheben möchte ich hierbei besonders meine Interviewpartner und meine Interviewpartnerin, die sehr offen und reflektiert auf meine Fragestellung eingegangen sind.

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	8
1.1	Persönlicher Zugang.....	8
1.2	Zielsetzung und Bearbeitung des Themas	9
2	Heimat	10
2.1	Begrifflichkeit und Bedeutung	10
2.2	Verschiedene Betrachtungsweisen – eine erste Annäherung.....	12
2.3	Das Recht auf Heimat.....	15
2.4	Heimat im 19. und 20. Jahrhundert.....	17
2.5	Heimat als abgegrenztes Territorium	20
2.6	Heimweh	22
2.7	Heimat ist Sprache	24
2.8	Tradition und Symbole der Heimat.....	26
2.9	Heimatvereine.....	28
2.10	Kitsch oder Tradition?	31
2.11	Heimatkunde.....	32
3	Psychologische Betrachtung	34
3.1	Bindung an die Heimat durch Prägung	36
3.2	Bindung durch Lernen.....	37
3.3	Psychoanalytische Ansätze	39
4	Kritische Darstellung, Auseinandersetzung und Enttäuschungen	42
5	Heimatlos	44
5.1	Migration.....	44
5.2	Heimatverlust und Exil	45
5.3	Vertreibung und Flucht	47

5.4	Flucht und Einstellungen /Empfindungen	48
5.5	Lager.....	50
5.6	Die Folgegenerationen.....	51
6	Die alte Heimat Gottschee	52
6.1	Geografische Lage und Beschreibung.....	52
6.2	Das Dorfleben in der alten Heimat	54
6.2.1	Nahrung und Broterwerb	54
6.2.2	Dorfgemeinschaft	57
6.2.3	Brauchtum	59
6.3	Die Verbindungen zur alten Heimat heute.....	63
7	Historischer Überblick bis 1945	65
7.1	Die Umsiedlung	70
7.2	Die Flucht	75
7.3	Was am Ende übrig blieb	77
7.4	Die Frage nach der Notwendigkeit der Umsiedlung.....	78
8	Empirische Untersuchung.....	80
8.1	Fragestellung.....	80
8.2	Untersuchungsplan - Einzelfallanalyse	80
8.2.1	Einzelfallanalyse.....	81
8.2.2	Die ProbandInnen	83
8.2.3	Zeit und Raum.....	84
8.2.4	Erhebungsmethode - Problemzentriertes Interview mittels Leitfadenfragen.....	84
8.3	Falldarstellungen.....	86
8.3.1	Fallbeispiel Nr. 1, Frau M.....	86
8.3.2	Fallbeispiel Nr. 2, Herr N.....	90
8.3.3	Fallbeispiel Nr. 3, Herr F.	92

8.3.4	Fallbeispiel Nr. 4, Herr E.	98
8.3.5	Fallbeispiel Nr. 5, Herr K.	101
8.4	Auswertungsverfahren– Qualitative Inhaltsanalyse.....	104
8.4.1	Ergebnisdarstellung - Interpretation	105
8.4.1.1	Heimat in sozialen Beziehungen und Kindheitserinnerungen.....	106
8.4.1.2	Heimat als kulturelle und religiöse Erfahrung.....	107
8.4.1.3	Heimat als Umgebungs- und Landschaftsbild	109
8.4.1.4	Heimat, der Ort an dem man geboren ist	111
8.4.1.5	Heimat ist Sprache	112
8.4.1.6	Heimat als Entwicklungsprozess infolge von Verlust und Neubeheimatung ...	113
8.4.2	Beheimatungsstrategien und Ressourcen.....	115
8.4.2.1	Sicherung der Grundbedürfnisse	115
8.4.2.2	Trost.....	116
8.4.2.3	Prägung und Erziehung	117
8.4.2.4	Blick in die Zukunft	118
8.4.2.5	Gemeinschaftssinn und religiöse Überzeugung.....	118
8.4.2.6	Leistung und Durchsetzungsvermögen	119
8.4.3	Zukunft.....	121
8.5	Zusammenfassung der Ergebnisse.....	122
9	Ausblick.....	125
	Literaturverzeichnis	127
	Tabellenverzeichnis	138

1 Einleitung

Die Probleme im Laufe unseres Lebens sind vielseitig. Wir haben nicht nur unsere eigenen zu lösen, sondern auch die unserer Familie, unserer Großeltern, Eltern und sogar die unserer Gesellschaft oder einer ganzen Epoche, bedenkt man wie lange die Aufarbeitung des 2. Weltkrieges gedauert hat, bzw. noch immer nicht ihr Ende gefunden hat. Oft sind diese Probleme unmerklich aber latent in unserer Familiengeschichte eingebettet. Aber genau diese, „die uns nicht bewusst sind, wenn wir unwissentlich von ihnen angetrieben sind und selten auch blockiert werden, sind besonders wirksam“ (Apitzsch, 1999, S. 24).

1.1 Persönlicher Zugang

Es war 1991, da besuchten mein Mann, mein Onkel, mein Vater (die beiden zum letzten Mal in ihrem Leben) und ich das Gottscheerland. Mein Vater wollte mir unbedingt das Land zeigen in dem er geboren, aufgewachsen und zur Schule gegangen war. Er zeigte mir das Grundstück, wo sein Elternhaus stand, die alte gewaltige Linde, unter der zur warmen Jahreszeit, nach vollbrachtem Tagwerk oder in den wenig arbeitsfreien Stunden geplaudert, gegessen und getrunken wurde und die Kinder ausgelassen spielten.

Keine Straße führte zu diesem Grundstück, stattdessen mussten wir uns hunderte Meter durch urwaldähnliche Verhältnisse durchkämpfen, bis wir diesen Ort erreichten. Was wir dort vorfanden war ebenfalls nur Gestrüpp, vom ehemaligen Holzhaus lagen nur noch vereinzelt einige Steine der Grundmauer umher. Selbst mein Vater, der bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahr dort gelebt hatte, konnte die Grenzen dieses verwachsenen Ortes nur ungefähr erahnen. Doch die alte Linde gab es immer noch. Stolz und mächtig stand sie da, sogar der Urwald machte einen Bogen um sie. Mühsam entriss ich der Natur einen Stein, der einst ein Teil der Grundmauer des Elternhauses gewesen war und nahm ihn als Andenken und Zeugnis an die Lebensgeschichte meines Vaters und meiner Vorfahren mit.

Es ist die Geschichte eines kleinen Volkes, die vor mehr als sechshundert Jahren begann und 1941 zu Ende ging. Für mich aber begann sie erst mit diesem Stein, denn vorher hatte ich mich kaum oder nur oberflächlich damit befasst.

1.2 Zielsetzung und Bearbeitung des Themas

In der vorliegenden Diplomarbeit geht es darum, die Bedeutung von Heimat unter dem Aspekt von Heimatlosigkeit der, nach dem 2. Weltkrieg zur Flucht gezwungenen, Gottscheer Volksgruppe aus Slowenien darzustellen und ihre Strategien zur Wiederbeheimatung herauszuarbeiten.

Die Arbeit beginnt mit einer theoretischen Auseinandersetzung des Heimatbegriffes (Kapitel 2-4). Es werden hierbei verschiedene Zugänge und Betrachtungsweisen aufgegriffen und kritisch hinterfragt, psychologischen Aspekte von Heimat, insbesondere die Beheimatungsprozesse und die Bindung zur Heimat erläutert, aber auch Enttäuschungen, Ausgrenzungserfahrungen und ihren Folgen erwähnt. Im Kapitel 5 erfolgt ein Perspektivenwechsel: Der Schwerpunkt liegt hierbei besonders auf Vertreibung, Flucht, Heimatverlust und Exil. Bevor ich mit dem empirischen Teil der Arbeit (Kapitel 8) beginne, erachte ich es für notwendig, im Kapitel 6 und 7, das Land Gottschee, das Dorfleben, die Bräuche, den historischen Hintergrund und die Gründe der Vertreibung und Flucht ausführlich darzustellen. Erst mit diesem Vorverständnis sind die Einstellungen der ProbandInnen, ihre teils emotionsgeladenen Antworten und Meinungen in den zitierten Texten nachvollziehbar. Im Anschluss werden die, mittels Leitfadenfragebogen erhobenen, subjektiven Konzepte und Einstellungen zum Heimatbegriff, zum Verlust der Heimat und die Strategien zur Wiederbeheimatung meiner Interviewpartner herausgearbeitet, beschrieben und zusammenfassend diskutiert.

2 Heimat

„Heimat“- was oder wo ist sie? Jeder Mensch hat seine eigene Vorstellung davon und glaubt zu wissen, was damit gemeint ist und doch ist dieser Begriff sehr schwer in Worte zu fassen. In unserer Zeit, in der der Wohnort mehrmals im Leben gewechselt wird, genügt es nicht mehr zu sagen „Heimat ist dort, wo man geboren ist und wo ich wohne“. Es geht bei Heimat weit mehr als nur um einen begrenzten Ort. Es geht vor allem um zwischenmenschliche Beziehungen, Emotionen und Bedürfnisse, die immer im Kontext mit der eigenen Lebensgeschichte und den Umweltbedingungen betrachtet werden müssen.

2.1 Begrifflichkeit und Bedeutung

Erkundigt man sich im Deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm von 1877 so erfährt man, dass sich Heimat aus dem Mittelhochdeutschen „heimoti“ ableitet. Inhaltlich wird dieses Wort als „das land oder auch der landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden aufenthalt hat, [...]der geburtsort, der ständige wohnort“, [...] das „elterliche haus“ oder das „besitzthum“ definiert (Grimm &Grimm, 1877, S. 863).

Will man das Wort Heimat in andere Sprachen übersetzten, findet man keine zufriedenstellende Ergebnisse. Dies scheitert vor allem daran, dass es, wie es Görner (1992, S. 95) ausdrückt eine „deutsche Spezialität“ ist, die eine „semantisch-emotive Aura“ besitzt.

Tatsächlich ist es so, dass man bei Übersetzungen, bezogen auf emotionale Inhalte, selten fündig wird. Übersetzt man es ins Französische, heißt es „pays natal“ (Geburtsland), „le lieu d' origine“ (wo man herkommt) oder „le patrie“ (Vaterland) (woxikon, 2011). Im Spanischen findet man das Wort „mi pueblo“ (mein Dorf) (woxikon, 2011) und auch, wie

in den meisten romanischen Sprachen, „patria“ (Vaterland) (woxikon, 2011). Im Englischen wird Heimat mit „home“ (Haus, Wohnung, Elternhaus) übersetzt (Langenscheidt, 1996, S. 521). Man sieht also, dass Begriffe wie, Dorf, Besitz und Herkunft in anderen Sprachen mit Heimat eher in Verbindung gebracht werden, als emotionale Ausdrücke, wie sie für das deutsche Wort Heimat von Bedeutung sind.

2.2 Verschiedene Betrachtungsweisen – eine erste Annäherung

Selbstverständlich haben auch die oben genannten Begriffsinhalte anderer Sprachen für das deutsche Wort Heimat eine gewisse Relevanz, es bedeutet aber weit mehr als zum Beispiel Besitz, denn „ein Heim sein eigen zu nennen, heißt noch lange nicht, eine Heimat zu haben, man kann sich auch in einer fremden Umgebung einrichten“ (Görner, 1992, S. 95).

„Heimat ist etwas, was ich mache“, so nennt Mitscherlich (1997) den Titel ihres Buches über den „individuellen Prozess von Beheimatung“. Auch Bollnow (1985) ist ähnlicher Meinung, indem er postuliert, dass Heimat, außer bei Kleinkindern die noch ein gewisses Urvertrauen besitzen, nicht automatisch durch Geburt gegeben ist. Der heranwachsende Mensch verliert allmählich das Vertrauensverhältnis zur Heimat und muss dieses, wo auch immer er sich befindet, von Neuem aufbauen, um sich in der Heimat erst heimisch zu fühlen. Er vergleicht dies mit einer neuen Wohnung, die man erst nach den eigenen Bedürfnissen einrichtet und gestaltet, damit man sich darin geborgen fühlt. Dieser Vergleich gilt jedoch ein wenig eingeschränkt, denn Heimat ist bis zu einem gewissen Grad durch die natürlichen Umgebungsbedingungen und die gesellschaftlichen Strukturen, die eine Anpassung erfordern, vorgegeben (Bollnow, 1985, S. 29 f.).

Eine Annäherung an die Frage nach Heimat ist ein gleich schwieriges und umfangreiches Unterfangen, als wenn man sich dem Begriff Liebe oder Zeit nähern möchte. Um es mit den Worten des Psychoanalytikers Paul Parin auszudrücken ist es ein „obligat individuelles Problem“, das besonders dann eine tragende Rolle spielt, wenn das seelische Gleichgewicht, besonders das „Selbstgefühl“, ins Wanken gerät. Heimatgefühle fungieren hierbei als „Plombe“ um dieses Ungleichgewicht wieder herzustellen (Parin, 1994, S. 17 f).

Aus psychologischer Sichtweise betrachtet Greverus (1979) Heimat als „keine objektiv zu bestimmende Größe“, sondern als subjektive Bezogenheit des Einzelindividuums zu

diesem Begriff (Greverus, 1979, S. 112). Trotz der in der Fachliteratur immer wieder erwähnten individuellen Zugangsweise zu diesem Wort, findet man in dieser auch sich ständig wiederholende Aspekte und Gemeinsamkeiten zur Begrifflichkeit, die weit über die Subjektivität der Einzelpersonen hinausgehen. Allgemein gültige Aspekte wie Zugehörigkeit, Herkunft, Geborgenheit, Freunde, Tradition, Kultur, Sprache, Religion, geografisches Territorium und nicht zuletzt auch Verlust und Heimweh sind fixer Bestandteil des Untersuchungsgegenstandes und des fachlichen Diskurses.

In seinem Aufsatz „Heimat als Utopie“ geht Bernhard Schlink (2000) davon aus, dass Heimat nicht nur auf einen einzigen Ort reduziert werden kann. Es kann der Geburtsort sein oder der Ort, an dem die eigene Familie oder die engsten Freunde und Freundinnen leben. Diese Orte sind je nach Bedarf auch ersetzbar, man kann sogar im Exil seine Heimat finden. Wichtig dabei ist das Gefühl der Zugehörigkeit an eine Gemeinschaft in der man Platz und Anerkennung findet. Dies betrifft vor allem die Familie und Freundschaften (Schlink, 2000). Erst wenn man diese Faktoren vermisst, wird der Bezug zur Heimat bedeutend. Die alte Heimat wird in diesem Fall, auch wenn dort nicht alles als positiv empfunden wurde, zum Maßstab an dem das Neue gemessen wird (Reeves, 1992).

Die Historikerin Klüeting (1991) versteht Heimat ebenfalls als einen Raum, in dem jemand geboren ist oder dem man sich durch einen längeren Aufenthalt zugehörig fühlt. Und dennoch ist für sie Heimat nicht ausschließlich an objektive Größen, sondern an Gefühle, wie zum Beispiel die Zugehörigkeit eines Menschen zu einem sozialem Umfeld und deren kulturellen Bedingungen, geknüpft.

Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt auch Greverus (1979) bei ihren Untersuchungen zu diesem Thema: Heimat besteht aus der „Dreiheit von Gemeinschaft, Raum und Tradition“. Die kleinste Zelle für die Gemeinschaft eines Kindes ist die Familie. Mit zunehmenden zwischenmenschlichen Aktivitäten weiten sich „Gemeinschaftskreise“ immer mehr aus und betten sich in ein zeitliches- und räumliches Gefüge ein. Das dadurch entstandene Zugehörigkeitsgefühl kann Geborgenheit und Schutz bieten (Greverus, 1979, S. 112).

Ergänzend zu den erwähnten Mensch - Umweltinteraktionen stellt Busch (1995) fest, dass Heimat im Idealfall stets mit einem Wohlgefühl in Verbindung steht. Das Phänomen

Heimat ist das Produkt eines Sozialisationsprozesses, der mit der Geburt beginnt. Viel wichtiger als der Ort, also das „Wo“ in das man unfreiwillig hineingeboren wird, ist die Frage nach dem „mit Wem“. Es ist zwar ein eine sehr angenehme Begleiterscheinung wenn das „Bühnenbild“ (Busch meint damit Landschaft, Haus, politische Gegebenheiten und sonstige Umweltfaktoren) sehr schön ist, bedeutender sind jedoch die zwischenmenschlichen Interaktionen. Ein emotional geglücktes Aufwachsen im Elternhaus, Freundschaften, Einbindung in die Dorfgemeinschaft und ein Zusammengehörigkeitsgefühl sind affektive Erlebnisse, die ihre Qualität durch „wohltuend-befriedigende Szenen“, aber auch durch „ausgetragene und versöhnlich beendete Konflikte“ erhalten. Es ist die Basis für ein positives, aber nicht starres und unflexibles Heimatbild. Diese Erfahrungen dienen auch dazu, sich im späteren Leben an anderen Orten heimisch zu fühlen (Busch 1995, S. 81 ff).

Für den Kulturanthropologen Roland Girtler (2008) gibt es viele Heimaten: Das kann das Kaffeehaus sein, in dem er sich wohlfühlt, das Dorf in dem er geboren ist und wo er jedes Haus und deren Besitzer und Besitzerinnen kennt, oder die Mitgliedschaft beim Alpenverein, dessen Symbol, ein Edelweiß, ständig an seinem Sakko befestigt ist. Er bezieht sich bei diesem Wort hauptsächlich auf einen Satz der römischen Philosophen „ubi bene, ibi patria“ – „wo es dir gut geht ist dein Vaterland“. Andererseits wurde die Heimat für ihn auch als politisches Machtsymbol missbraucht, indem man dem Volk einredete, dass man sie verteidigen muss (Girtler, 2008, S. 5).

Die persönliche Haltung zur eigenen Heimat kann sich für den kritisch reflektierten Menschen auf verschiedene Weise darstellen. Zum Einem steht sie für einen Ort, in dem man sich durch Erinnerungen, Vertrautheit und Traditionen, durch geliebte Landschaftsbilder und bekannte Klänge, Gerüche und Speisen identifiziert. Zum Anderen steht sie für einen Ort, dessen politische-, soziale- und religiösen Verhältnisse kritisch hinterfragt oder ablehnt werden. Um diesen Widerspruch zu lösen begibt man sich entweder auf utopische Reisen oder strebt, indem man selbst aktiv wird, nach Veränderungen (Reeves, 1992).

2.3 Das Recht auf Heimat

„Heimatrecht ist Menschenrecht“ - diese Aussage steht eindrucksvoll am Denkmal für die heimatvertriebenen Südmährer in der Nähe von Kleinaugsdorf (Burgenland). Die Inschrift bezieht sich auf die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte, die 1948 von den Vereinten Nationen verabschiedet wurde. Sie besagt, dass jeder Mensch das Recht hat seine Heimat bzw. seinen Staat zu verlassen und auch wieder in ihn zurückzukehren. (Bausinger, 1984, S. 13). Dieser Anspruch, der zwar teilweise, nicht zuletzt durch den Zusammenbruch sozialistischer Systeme, eingelöst wurde, scheiterte und scheitert bis zum heutigen Zeitpunkt und spiegelt sich vor allem in den Privilegien von Staatszugehörigkeit und im sozialem Gefälle von Bildung, Macht und Einkommen wider (Mitzscherlich 1997).

Das Wort Heimat hatte ursprünglich eine rein rechtliche und raumbezogene Bedeutung. Es war gleichzusetzen mit „Heim und Hof“. „Der jüngste Sohn kriegt’s Heimat“ hieß es. Daraus wird ersichtlich, dass der erstgeborene Sohn den Heimathof erbt. Das Heimatrecht und den damit einhergehenden Anspruch auf Schutz- Identifikations- und Aktionsraum in einem abgegrenzten Territorium bzw. Zuständigkeitsraum erwarb man durch Geburt, Einheirat oder Einkauf in eine Gemeinde (Greverus, 1979, S. 62f.).

Mit der Hofübernahme durch den erstgeborenen Sohn verloren die Geschwister sehr oft ihren Versorgungsanspruch, sie mussten vom Hof weichen und waren auf andere Verdienstmöglichkeiten angewiesen. Sie konnten damit auch ihr Heimatrecht verlieren, denn „Gesinde“, „Tagelöhner“ und „Besitzlose waren von vornherein heimatlos.“ (Bausinger 1984, S. 13).

Die bayrische Städteverordnung von 1480 bis 1530 belegt, dass Heimatangehörige auch Anspruch auf Hilfe hatten, wenn sie an Not litten. Es wurden aber nur arbeitsunfähige Arme unterstützt, für andere in Not geratene Arme gab es Arbeitshäuser, in denen sie ihr Brot verdienen mussten (Adler, 1991). Das Heimatrecht war somit auch ein „ausschließendes Grenzrecht das regelte wer dazugehörte und wer nicht“. Es entsteht dadurch eine wechselseitige Bindung und Abhängigkeit. Einerseits bietet Heimat Schutz,

Sicherheit, Integration und Geborgenheit, andererseits stellt man seine Arbeitskraft zur Verfügung. Die Heimatgemeinde investiert erstmal viel in den heranwachsenden Mitbürger durch Ausbildung und sonstige Unterstützungen und erwartet dafür in späteren Jahren einen gewinnbringenden Beitrag für das Gemeinwohl. (Rauschenbach, 1995. S. 70 ff.).

Versteht man das Recht auf Heimat richtig, ist es das Menschenrecht dort zu leben und zu sterben, wo man geboren ist, wo man seinen Lebensmittelpunkt, also Arbeit, Familie, Freunde und Freundinnen hat, sich zu einer Gemeinschaft zugehörig fühlt und wo man rechtlich anerkannt und geschützt ist. Versteht man dieses Recht falsch, ist es jedoch die Grundlage für nationale und ethnische Konflikte und wird zur Ideologie, die besonders dann einen Nährboden findet, wenn mehrere ethnische Gruppen im gleichen Gebiet leben (Schlink, 2000).

Fetscher (1992) ist der Meinung, dass das Heimatrecht auf die „aktuell erfahrene Heimat“ eingeschränkt werden sollte. Er bezieht sich dabei auf die Forderungen die teilweise heute noch von Vertriebenenverbänden aufrecht erhalten werden und zu hinterfragen sind, da sie immer noch endlose Konflikte in sich tragen. Die Frage, wann eine Verjährung der Ansprüche erfolgen sollte, bleibt dabei jedoch auch für ihn offen.

2.4 Heimat im 19. und 20. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert änderte sich das Heimatbild zunehmend. In Europa fanden große Massenwanderungen statt, es war die Zeit der zunehmenden Industrialisierung und Mobilität. Große Teile der Landbevölkerung drängten, infolge moderner Produktionsmittel in der Landwirtschaft und die dadurch entstandene Freisetzung von Landarbeitern und Landarbeiterinnen, in die Städte. Die Menschen hofften bessere Arbeits- und Lebensbedingungen vorzufinden. In Wirklichkeit wurden sie dort zu entwurzelten Industriearbeitern und Industriearbeiterinnen (Fetscher 1992).

Für Buchwald (1984, S. 34) fand dieser industrielle Entwurzelungsprozess in vielen Bereichen statt: Der Mensch wurde dadurch von „seiner natürlichen-, seiner gebauten-, und seiner mitmenschlichen Umwelt“ herausgerissen, verlor mit seiner ursprünglichen Arbeit sein „Arbeitsprodukt“ und wurde schließlich von „sich selbst“ entwurzelt.

Bastian (1995, S. 122 f.) skizziert drei wichtige Faktoren, die bedeutende Veränderungen des Heimatbegriffes und der Heimatbewegung hervorbrachten:

- Die Zunahme geografischer und sozialer Mobilität
- Der Niedergang der ländlichen Lebensformen im Zuge der Verstädterung
- Die Akzentverlagerung in den Produktionsbereich (von der Landwirtschaft zu Industriearbeit)

In diesem Sinne war die Begrifflichkeit von Heimat im engen Zusammenhang von „Heim, Hof und Besitz“ nicht mehr gleichzusetzen. Es musste stattdessen eine andere Identifikationsgrundlage geschaffen werden. Andere Begriffe wie Volk, Staat, Nation oder nationale Haltung rückten vor allem als politisches Motiv in den Vordergrund. Durch die zunehmende Industrialisierung in den Städten fühlten sich besonders das Bürgertum und der Landadel in ihren etablierten Strukturen bedroht und fürchteten Macht und Einfluss zu verlieren (Bastian, 1995).

Demgegenüber stand das in den Städten protestierende Proletariat, welches sich in Arbeiterbewegungen zu organisieren begann, um sich gegen die verheerenden Arbeits- und Lebensbedingungen aufzulehnen. All diese Gegensätze, Ängste und soziale Ungerechtigkeiten mussten überwunden werden. Der Begriff „Vaterland“ wurde nun zum Synonym für Heimat und verstand sich als Identifikationsangebot an die heimatlose Arbeiterbewegung. „Die nationale Idee sollte vereinen, was sich sozial unversöhnlich gegenüberstand“ (Mitzscherlich, 1997, S. 37).

Aus diesen Faktoren entwickelten sich neue Werte. Man flüchtete in ein romantisches, von idyllischen Landleben verzerrt und verkitscht gezeichnetes Heimatbild. Bausinger (1984, S. 15) beschreibt, dass zu dieser Zeit das neue Heimatbild als „Kompensationsraum“ und eine Art „Besänftigungslandschaft“ für „die Versagungen und Unsicherheiten des eigenen Lebens“ fungierte. Bei den Spaziergängen durch diese Landschaft streift man die unbequeme Realität ab und taucht ein in die von Religion unterstützte heile Welt des dörflichen Lebens, in dem die Blumen blühen, der Wildbach rauscht und in der geselligen Dorfgemeinschaft Heimatlieder erklingen. Es entstanden, wie Neumeyer es ausdrückt, utopische und realitätsfremde Gegenwelten, die „immer dann entworfen werden, wenn in der Realität etwas entbehrt wird“ (Neumeyer, 1992, S. 122).

Genährt von diesen Hintergründen entwickelte sich eine Heimatbewegung, die in der Heimatkunstbewegung und hier besonders in der Literatur, in Heimatvereinen, Heimatbünden und Heimatmuseen ihren Ausdruck fand. In den Schulen wurde das Fach Heimatkunde eingeführt (Bausinger, 1984). Thematisiert wurde hierbei aber weniger die tatsächliche negative wirtschaftliche und politische Entwicklung der Gesamtsituation, wie zum Beispiel das Elend in den Städten durch die ausbeutende Industrialisierung, sondern es folgte eine in die Vergangenheit gerichtete Verklärung des zerstörten alten Heimatbildes. Anstelle von einer realistischen Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit klammerte und erfreute man sich wehmütig an der schönen Landschaft, den Traditionen und Liedern, pflegte Mundart und Trachten oder anderen Symbole längst vergangener Tage (Mitzscherlich 1997).

Die wirtschaftliche, administrative und territoriale Entwurzelung führte zu einer „Verherrlichung des Einfachen“ wie es schon lang zuvor in England durch die intensive Landschaftsmalerei zu beobachten war. Diese einfache Heimatkunst wurde als wahrer „Ausdruck des gesunden Volkes“ gegen die „Großstadtkultur“ der intellektuellen Künstler und Künstlerinnen gewertet, die Goebbels als eine „volksfremde Asphaltkultur“ bezeichnete (Fetscher 1992, S. 17).

Nach dem verlorenen 1. Weltkrieg wurde die Flucht aus der Realität weiter fortgeführt, „Mystifizierung und Ideologisierung“ nahmen politische Gestalt an und gipfelten mitunter in der zu Propagandazwecken in Deutschland gegründeten „Reichszentrale für Heimatdienst“ (Neumeyer, 1992 S. 32). Emotional aufgeladene Gefühlswelten, Gemeinschaftssinn und Gemeinschaftserlebnisse, Traditionen und territoriale Besitzansprüche wurden in den Begriffen Vaterland, Volk oder Nation ideologisch verpackt und mündeten schlussendlich im Synonym das „Dritte Reich“ anstelle von Heimat (Bastian, 1995, S. 144 f.). Dass es den „Nazis“ in Wirklichkeit nicht um die Bewahrung der Heimat und der ländlichen Kulturgüter ging, zeigte sich in ihren großräumigen Umsiedlungsplänen der in Europa verstreut lebenden Volksgruppen, mit denen eine Neuordnung Europas geplant war. „Die echte Heimatliebe der Menschen wurde mißbraucht [sic!] für politische Ziele, die damit nichts zu tun hatten“ (Fetscher 1992, S. 18).

Genau diese Haltung erleichterte es den immer stärker werdenden Vertretern und Vertreterinnen des Nationalsozialismus ihre Ideen zu verbreiten und zu verwirklichen. Wenn Heimat nicht mehr an den eigenen Besitz und begrenzte Territorialität gebunden ist, sondern das gesamte Heimatvolk aufgerufen wird ihr Territorium zu erweitern, wird es auch leichter die in Europa verstreut lebenden deutschen Bevölkerungsgruppen „Heim ins Reich“ zu holen, um ihre neuen Grenzen zu erweitern oder zu verteidigen.

Nachdem die Schäden des 2. Weltkrieges, die Hungersnot und die Wirtschaftskrise einigermaßen überwunden waren, ging es nun darum die Flüchtlinge, Heimatvertriebenen und Umsiedler in die Gesellschaft zu integrieren und ihnen eine neue Heimat zu ermöglichen. Die Sehnsucht nach einem eigenen Haus oder einer eigenen Wohnung wurde vordergründig. Es entstanden neue Siedlungen, nachbarliche

Beziehungen und Gemeinschaftsbewusstsein wurden gepflegt, gemeinsame Veranstaltungen, Ausflüge und Spaziergänge in Stadt und Land brachten den neuen Bürgern und Bürgerinnen die Heimat näher (Brintzinger, 1981).

2.5 Heimat als abgegrenztes Territorium

Betrachtet man Heimat als geographisches Territorium, ist sie ein von Grenzen umschlossenes Gebiet. Den Bewohnern und Bewohnerinnen innerhalb dieses Gebietes wurde oftmals eingeredet, dieses Gebiet und seine Grenzen verteidigen zu müssen, sehr oft war es auch wirklich notwendig. Beide Aspekte, Grenzen und Verteidigung, sind am Beispiel des Kärntner Heimatliedes deutlich erkennbar:

In der ersten Strophe werden die Grenzen beschrieben:

*„Dort wo Tirol an Salzburg grenzt,
des Glockners Eisgefilde glänzt,
wo aus dem Kranz,
der es umschließt [...]
laut tosend längs der Berge Rand,
beginnt mein teures Heimatland.“*

In der vierten und letzten Strophe die notwendige Verteidigung:

*„Wo Mannesmut und Frauentreu´
die Heimat sich erstritt aufs neu´
wo man mit Blut die Grenze schrieb [...].“*

(Österreichisches Liederbuch, 1962, S. 32).

Wie dehnbar der territoriale Heimatbegriff andererseits ist, hängt vom jeweiligen Ort ab, wo man sich gerade befindet. Befindet man sich zum Beispiel als Österreicher auf einem anderen Kontinent und wird nach dem Heimatland befragt, so antwortet man zunächst,

dass man von Europa kommt. Wird man in Europa danach befragt, so antwortet man mit Österreich. In Österreich selbst wird man immer spezifischer, man erwähnt das Bundesland, den Bezirk, die Wohngemeinde bis man zum Schluss bei der kleinsten Einheit angelangt ist, nämlich bei der Straße, wo sich das eigene Haus oder die eigene Wohnung befindet. Und je kleiner diese Einheiten werden, je größer wird die emotionale Bindung.

Greverus (1995) macht Heimat an einem „territorialen Imperativ“ als eine „conditio humana“ fest und geht davon aus, dass es zu den „intentionalen“ und „extentionalen Bedürfnissen“ des Menschen gehört ein sogenanntes „Satisfaktionsterritorium“ zu besitzen, in dessen Raum Bedürfnisse von „Sicherheit, Aktivitätsentfaltung und Identität“ gewährleistet werden. Territorium im Sinne von Raum, Grund- und Besitztum hat hierbei zwar auch eine gewisse Relevanz, „Heimat“ geht aber weit darüber hinaus und mündet in der Frage nach „Identität (dem Sich-Erkennen, Erkennt- und Anerkanntwerden)“ (Greverus, 1995, S. 24 ff.).

Die Propagandamaschinerie des Dritten Reiches verstand es vorzüglich, den Bauernstand und die dörfliche Idylle mit ihrer „Blut- und Bodenmystik“ für ideologischen Zwecke in Literatur, Film und Musik zu vereinnahmen. Der Bauer wurde als wertvoller „Erhalter“ des aktuellen oder noch zu erobernden Territoriums betrachtet. Er galt als Bewahrer der „ewigen Werte des deutschen Volkes“, als „Rückgrat der Wehrkraft“ und als „Hauptträger völkischer Erbgesundheit“. Es wurde hierbei grundsätzlich zwischen dem „wahren Bauern“ unterschieden, der erblich mit Land und Boden verbunden ist, und dem „Landwirt“, der die bäuerliche Tätigkeit „nur“ zum Zwecke des Geldverdienens ausübt (Sarkowicz 1985, S. 64).

2.6 Heimweh

Sucht man nach der Begrifflichkeit des Wortes „Heimweh“ findet man erste Wurzeln in der Schweiz. „Heimweh“ wird auch als „Schweizer Krankheit“ (lat. morbus helveticus) bezeichnet. Sie wurde erstmals 1688 vom Basler Arzt Johannes Hofer in seiner Dissertation „Dissertatio de Nostalgia“ systematisch beschrieben. Ursache dieser Krankheit sind psychische Faktoren, die sich organisch manifestieren und sogar in weiterer Folge zum Tode führen können. Auslöser des Leidens ist der unerfüllte Wunsch nach Rückkehr in die verlassene Heimat. Es ist eine „Reaktion auf die Loslösung des Menschen, vor allem des in einem begrenzten Umfeld lebenden, aus seiner gewohnten Umgebung“ (Greverus, 1979, S. 107).

Zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts wurde „Nostalgie“ als Krankheit in das psychiatrische Klassifikationssystem aufgenommen und fand Eingang in wissenschaftliche Abhandlungen und Lehrbücher. Die an Nostalgie leidenden Patienten und Patientinnen erhielten den Stempel des psychisch Abnormen. Sie wurden als ziellos herumirrende Menschen beschrieben, von der Gesellschaft abgewertet und nicht selten in fragwürdigen psychiatrischen Einrichtungen verwahrt (Mitzscherlich, 1997).

Ein vordergründiges Problem bei Heimweh stellt die Isolierung von der Familie, der Verlust des geografischen Umfeldes und der Gewohnheiten in der vertrauten Umgebung dar. Je weiter man von der Familie entfernt ist und je größer der Kontrast zwischen Heimat und Fremde ist, desto mehr erhöhen sich dabei der Leidensdruck und die damit verbundenen Symptome. Dass diese Krankheit sehr ernst genommen wurde, unterstreicht die Tatsache, dass es im 18. Jahrhundert den Schweizer Soldaten in Frankreich bei Todesstrafe untersagt wurde das Schweizer Volkslied „der Kuhreihen“ zu singen. Argumentiert wurde dieses Verbot damit, dass beim Anhören des Liedes die Moral der Soldaten untergraben werde. Sie neigten in Folge zu Melancholie und Fahnenflucht (Greverus, 1979).

Schlink (2000, S. 32) behauptet, dass Heimat Utopie sei. Folglich gebe es sie nicht wirklich. „Das eigentliche Heimatgefühl ist das Heimweh“, dieses entsteht erst durch Verlust. Man

muss dazu nicht unbedingt einen Ort verlassen. Heimweh entsteht aus dem Fehlenden, aus dem, „was nicht mehr und auch noch nicht ist“. Aus diesem Zusammenhang ist es erklärbar, dass Heimat von einem „Ort“ zum „Nichtort“ wird. Gefährlich wird es dann, wenn diese Sehnsucht nicht ausgehalten und durch eine Ideologie ersetzt wird. Dann kann es sein, dass „die Heimat ins Reich“ geholt wird und politische und rechtliche Gestalt annimmt (Schlink, 2000, S. 33 ff).

Ansgar Häfer (1995) kommt zu einem ähnlichen Ergebnis, indem sie Heimat mit einem „transitiven Zustand, dessen Spannung vom Ursprung und Ausgangspunkt bis zum Ort eines besseren Daseins reicht“, beschreibt. Befinden wir uns in der Heimat, so sehnen wir uns nach der Fremde und von dort wieder zurück nach dem idealisierten Ort unserer Herkunft. Der transitive Zustand drückt sich in Heimwehgefühlen aus, in einer Sehnsucht nach Geborgenheit, Elternhaus, Kindheit, Vertrautheit, Ruhe, ja sogar nach Stillstand und vor allem nach der Kontinuität, in der die vorangegangenen Wörter impliziert sind. Wird diese Kontinuität durch etwas Neues, Unerwartetes gestört, kommt es zur Diskontinuität die als bedrohlich empfunden wird und abgewehrt werden muss. Bleibt die Abwehr erfolglos, versucht man sich so lange an das unvermeidlich Neue anzupassen, bis das Gefühl der Kontinuität wieder hergestellt ist. Wir sind ständig auf der Suche nach dem Idealzustand Heimat und erreichen diesen nie, was bleibt ist die utopische Vorstellung davon (Häfer, 1995, S. 63 ff.).

Auch Peter Turrini schließt sich dieser Theorie in sehr kritischer Weise an und meint: „Ideologie entsteht immer dann, wenn ein realer Verlust von Heimat entsteht“. Als Beispiel nennt er, dass, als die bäuerliche Tracht langsam von modernen strapazierfähigen Kleidern abgelöst und als Alltagskleidung verdrängt wurde, die Trachtenvereine entstanden (Turrini, 1986 S. 67). Diesen Vereinen damit prinzipiell ideologische Motive zu unterstellen, wie es Turrini hier ausdrückt, möge zwar eingeschränkt seine Richtigkeit haben, für mich erscheint diese Feststellung jedoch zu gewagt. Man kann es auch anders, als Wahrung und Zeugnis einer Kultur und zwecklose Heimatverbundenheit, ansehen.

Aufgrund der Tatsache, dass es sich bei Heimweh um ein Verlustgefühl handelt, zieht Greverus (1979) den Schluss, dass sich Heimweh immer rückwärts, in die Vergangenheit, richtet. Dabei stellt sich jedoch die Frage, wie weit dieser Blick zurück geht und wann das Heimweh endet, wenn es mehrere Heimaten, also eine alte und eine neue Heimat gibt.

Schon das Wort „neue Heimat“ signalisiert, dass sich das alte Beziehungsgefüge (Gemeinschaft, Raum und Tradition) allmählich aufweicht. Das Heimweh erlischt dann, wenn der Satisfaktionswert in der neuen Heimat wieder erreicht ist. Das bedeutet nicht zwingend, dass die Werte und Traditionen der alten Heimat plötzlich verschwinden. Sie bleiben oft sogar über mehrere Generationen erhalten und manifestieren sich sichtbar in den Tätigkeiten von Vereinen oder Glaubens- und Familiengemeinschaften. Handelt es sich hierbei um größere Auswanderungsgruppen, kommt es oft vor, dass sich diese Traditionen in andere Gemeinschaften infiltrieren und sich verschiedene Kulturen gegenseitig beeinflussen bzw. ergänzen und dadurch sogar neue Traditionen entstehen (Greverus, 1979).

2.7 Heimat ist Sprache

Dass Heimat Sprache ist, lässt sich zweifelsfrei aus den Interviewanalysen meiner Gesprächspartner und Gesprächspartnerinnen in meiner Untersuchung feststellen. Dieser Aspekt wird im empirischen Teil meiner Arbeit ausführlich dargestellt.

Altmann (1980), der infolge der Nazidiktatur nach Lateinamerika flüchten musste bemerkte, dass die ersten, meist liebevollen, Laute in der Muttersprache wahrgenommen und nachhaltig eingepägt werden. Menschen, die sehr lange in einem anderssprachigen Land leben, denken, träumen und rechnen in ihrer Muttersprache, selbst wenn sie die jeweilige Landessprache perfekt beherrschen.

Dass man in der Sprache auch beheimatet sein kann, bezeugt Wolfgang Frühwald (1985) anhand von Beispielen zahlreicher Literaten, wie Carl Zuckmayer, Bert Brecht, Stefan Zweig oder Thomas Mann, um nur einige zu nennen, die vor der Nazidiktatur ins Ausland flüchten mussten. Das Einzige, was ihnen von der Heimat noch blieb, war die Sprache. So muss Stefan Zweig erkennen, dass er mit dem Verlust seiner Heimat mehr verlor als nur einen Fleck umgrenzter Erde. Nicht nur, dass die Exilliteraten und Exilliteratinnen aus der

Heimat vertrieben wurden, kamen sie meistens noch dazu in ein Land, in dem man ihre Sprache nicht verstanden hat. Schon bald versuchten sie durch literarische Texte auf die fatalen Motive der Nationalsozialisten aufmerksam zu machen. Wie die Geschichte es lehrt, scheiterten sie im „Kampf um das andere Deutschland“, das aufgeklärte und intellektuelle Deutschland, das sich „in der Sprache der Kunst manifestierte“, kläglich. Die Verbannung machte sie doppelt zu Fremden. Im Land der Herkunft sowohl als auch im Exil (Frühwald, 1985, S. 33 ff.).

„Der Emigrant und der Exilierte nehmen das geistig und kulturell Erworbene, sie nehmen ihre Sprache (die Mutter-, die Vater-, die Landessprache) mit und retten damit für sich ein Stück Heimat“. Die Muttersprache wird somit als „Ankergrund“ und Bewahrer der Identität für jene, die ihre Heimat verlassen mussten. (Hinck, 1985, S. 43).

Für Hilde Domin ist die Sprache das „Unverlierbare, nachdem alles andere sich als verlierbar erwiesen hatte“. Man kann sie keinem Menschen wegnehmen, für viele ist sie das letzte Zuhause, das nur durch den Tod entrissen werden kann. Domin ist in anderen Sprachen zwar gerne „zu Gast“, sie fühlt sich mit ihrer Muttersprache jedoch so tief verwurzelt, dass sie nach dem Exil, „der Sprache wegen“, in ihre deutsche Heimat zurückkehrte (Domin, 1982, S. 12).

Auch Kurt Adel beschäftigte sich mit den Problemen der Exilliteraten und Exilliteratinnen im fremdsprachigen Ausland während des 2. Weltkrieges. Die Deutsche Sprache wurde von manchen Schriftstellern und Schriftstellerinnen, aus tiefer Verletzung durch den Nationalsozialismus, als „Lingua Tertii Imperii“ bezeichnet und abgelehnt. Der Autor bezieht sich mitunter dabei auf den Schriftsteller Jakob Lind, der vor ihr warnt, sie als unehrlich bezeichnet und fordert, dass man ihr „ausweichen, sie umbringen oder übersetzten sollte“ (Adel, 1982, S. 68).

Hink führt andererseits aus, dass Verwurzelung von Heimat und Sprache nicht nur Halt gibt, sondern auch begrenzte Bewegung. Sprache darf sich demnach nicht durch die „Begegnung mit einer fremden“ verschließen, sie fordert „Freiraum“ und „Welterweiterung“ um nicht an der „Scholle“ obskuranter Bauern und Heimatliteratur kleben zu bleiben (Hink, 1985, S. 45).

Die in der Literatur so oft kritisch betrachtete Heimatliteratur muss aber nicht zwangsweise eine verklärte Wiedergabe einer heilen Welt darstellen. Sie kann als „Rettung des Besonderen“, eingebettet im sozialen, historischen und politischen Kontext, ein wertvolles Zeugnis ablegen. Heimatliteratur ist und war, nicht zuletzt auch in meiner Diplomarbeit, ein wertvoller Bestandteil der Heimatforschung. Voraussetzung dafür ist allerdings eine kritische und objektive Herangehens- und Betrachtungsweise.

2.8 Tradition und Symbole der Heimat

Unter Tradition versteht man zeitlich überdauernde und überlieferte Rituale oder Verhaltensmuster, die einer bestimmten Ordnung unterworfen sind. Sie geben Sicherheit, Vertrautheit und Beständigkeit, werden von Generation zu Generation weitergegeben und binden, besonders wenn man in der Fremde ist, an die alte Heimat. Der Wirkungsraum beginnt in der kleinsten Zelle der Gemeinschaft, der Familie, und erstreckt sich nachhaltig über Gemeinschaften, Ortschaften und Regionen. Sie prägen das gemeinschaftliche Zusammenleben von der Geburt bis zum Tod, das Landschaftsbild und die Architektur und treten gemeinsam mit den Menschen die die Heimat verlassen über die Grenzen hinweg, um das Band zur alten Heimat aufrecht zu erhalten (Bollnow, 1984).

Versteht man Heimat als begrenztes Territorium so kann man kulturübergreifend feststellen, dass die Heimaterde ein sehr gebräuchliches Mitnahmeobjekt beim Verlassen dieser ist.

Greverus beschreibt den Brauch, Heimaterde beim Gang in die Fremde mitzunehmen als Symbol der gesicherten Rückkehr, in Ruhe sterben zu können oder gegen Heimweh gefeit zu sein (Greverus, 1979, S. 121). So trugen zum Beispiel Soldaten im Ersten Weltkrieg ein „Säckchen Heimaterde“ aus oben erwähnten Motiven mit sich. Staatstragend wird diese Symbolik auch bei festlichen Ereignissen, wie zum Beispiel der Trauung von Otto von Habsburg, bei Staatsbegräbnissen oder anderen Festakten (Greverus, 1979, S. 122)

Anna Javorek (2004), eine gebürtige Gottscheerin, beschreibt in einem Gedicht, veröffentlicht in der Zeitung „Gottscheer Gedenkstätte“, die Bedeutung und Symbolträchtigkeit von Heimaterde für Menschen, die diese unfreiwillig verlassen mussten:

„Nach einer Handvoll Heimaterde
sehnte ich mich jahrelang.
so beschloss ich „heimzufahren“,
in das jetzt so fremde Land.

(...)

War das einst mein Elternhaus?
Fremde Leute schau`n heraus!

(...)

Freundlich bat ich dann die Leute,(...)
gebt mir ein Stück Heimaterde,
für das Grab der Eltern mit.

Segnend streute ich die Erde
auch in meinem Gärtchen aus
Und seitdem, fühl ich mich erst (...) zuhaus.“

(Javorek, 2004, S. 9)

2.9 Heimatvereine

„Vereine sind freiwillige, auf Dauer angelegte Zusammenschlüsse von Individuen zur Erreichung von Zielen, die gemeinsam besser verfolgt werden können“ (Wehling, 1984, S. 87). Der große Bogen spannt sich hier, je nach Zweck und Vereinstypus, von lokalen Freizeit- und Sportvereinen über wirtschaftliche- oder politische Vereine bis zu sozialen Einrichtungen und Vereinigungen. Ein Heimatverein dient als Raum für zwischenmenschliche Beziehungen, als Ersatzheimat, in der Geborgenheit, emotionale Bedingungen und menschliche Nähe wieder erlebbar werden. Abgesehen von den individuellen Bedürfnissen und Zielen der einzelnen Mitglieder, nehmen Vereine meist auch gesellschaftliche und kulturelle Funktionen wahr. Sie organisieren Festlichkeiten und Veranstaltungen und tragen (je nach Offenheit des jeweiligen Vereins) zur Integration der Bewohner und Bewohnerinnen bei, die sich mitunter dadurch mehr an den Ort gebunden fühlen (Wehling, 1984).

Tradition bedeutet in diesem Fall Heimatpflege. Trachtenvereine, Singgemeinschaften, Heimat- und Vertriebenenverbände sind stets um die Erhaltung und Weitergabe ihrer althergebrachten, für die jeweilige Region bezeichnete Lebensweise, sowie dessen Bewahrung und Überlieferung für die Nachfolgenerationen bemüht. Besonders die Heimatvertriebenen finden in diesen Organisationen Menschen, mit denen sie ihr gemeinsames Schicksal teilen können. Sie erfahren Rückhalt, Trost, Geborgenheit und somit ein Stück ihrer Heimat wieder. In Heimatvereinen kann sich aber mitunter, neben all diesen positiven Aspekten, die Gefahr verbergen, dass die ehrlichen Bemühungen und verbindlichen Emotionen der Mitwirkenden und deren Darstellungen bei öffentlichen Auftritten entweder für wirtschaftliche Interessen des Fremdenverkehrs verzerrt und aus ihrem eigentlichen Sinn gerissen werden oder, wie es schon oben öfters erwähnt wurde, für ideologische Zwecke missbraucht werden (Bollnow 1984).

Die Betroffenen erkennen oft gar nicht, dass sie selbst Opfer von Manipulationen werden:

„Das kam gut an: da wurden scheinbar harmlose, biedere Geschichten erzählt, die Aura des Bewährten und Guten lag über den Bildern; die Menschen erfreuten sich an der majestätischen Bergwelt und ihren gesunden Bewohnern; und die Mehrzahl der neugewonnenen Trachtenträger mag sich in erster Linie an den farbigen Bild der Trachtentreffen berauscht haben. Aber gleichzeitig, unmerklich für die meisten, waren die Heimatszenen Ausdruck einer massiven Blut- und Bodengläubigkeit, und über die scheinbar gänzlich unpolitischen Gehalte wurden militante nationalistische Ideologien vermittelt“ (Bausinger, 1984, S. 20).

Eng mit Tradition und Brauchtum verbunden sind, zumindest bis ins 20. Jahrhundert und darüber hinaus, Religion und Kirche. Hierbei wird zwischen „irdischer Heimat“ wie zum Beispiel die kirchliche Gemeinde und das Gotteshaus und „himmlischer Heimat“ („Wohnung des Vaters“, „ewige Heimat“) unterschieden (Bastian, 1995, S. 172 f.).

Besonders in ländlichen Gegenden wird das Gemeinschaftsgefühl durch religiöse Riten gestärkt und diese dringen tief in den Alltagsbereich ein. Beinahe alle in der Dorfgemeinschaft gefeierten Feste (Ostern, Weihnachten, Kirchtag, Prozessionen, Hochzeiten, Taufen und Begräbnisse) haben einen religiösen Hintergrund und prägen die Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen von Geburt an (Bastian, 1995).

So ist es zum Beispiel verständlich, dass vor allem im ländlichen Bereich, die Kirchenglocke ein wichtiges Symbol für Heimat darstellt. Sie dient als akustisches Signal in verschiedenen Lebenssituationen für die Menschen einer Gemeinde (Greverus, 1979).

Kirchenglocken verkünden Gefahr, Tod, Geburt oder Hochzeit und andere, meist in einem religiösen Kontext eingebundene, Ereignisse. Sie strukturieren durch ihr regelmäßiges Läuten den Tag, die Woche und den gesamten Jahresablauf. Der Kirchturm, so beschreibt es Brephol (1953), der als erstes von Weitem den Heimatort erkennen lässt und Emotionen weckt, wurde in den Industriestädten durch Fabrikschlote ersetzt.

Assmann (2010) spricht bei Tradition von einem kulturellen Gedächtnis, das, zwar genährt vom individuellen - und sozialem Gedächtnis des einzelnen Individuums, weit über die Grenzen der Einzelperson hinausgeht. Das kulturelle Gedächtnis ist eine Besonderheit der menschlichen Gesellschaft und nur dieser vorbehalten. Zeitlich überlieferte Erinnerungen werden hierbei durch Riten und Symbole zum Ausdruck gebracht. Diese fungieren als Gedächtnisstütze, wie der berühmte Knoten im Taschentuch, gegen das Vergessen von Althergebrachten. Beliebte Gedächtnisstützen können Denkmäler, Pilgerorte, Vereine, Riten, Bräuche, sprachliche Besonderheiten oder auch symbolische Handlungen sein.

Für Volkan (2003) tragen Symbole maßgeblich zur Bildung einer Großgruppenidentität bei. Sie verbinden und stärken die einzelnen Mitglieder der Gruppe und repräsentieren diese gleichzeitig nach außen. Volkan bezieht sich auf Symbole, die von nationalen, ethnischen oder religiösen Gruppen benutzt werden. Sie sollten nicht kulturübergreifend interpretiert werden können, sondern spezifische Charakteristika hervorheben. Typische Symbole dieser Art sind Nationalflaggen, Hymnen oder der Davidstern. Monumente sind verbindende Symbole und Erinnerungszeichen von bedeutenden Personen und Ereignissen. Monumente die Verlusterfahrungen symbolisieren, wie zum Beispiel massive Denkmäler für gefallene Soldaten oder eines „geliebten Führers“, sind äußerst wichtig für die Verarbeitung der Trauer von Großgruppen. Sie stellen, ähnlich wie bei Einzelpersonen, Erinnerungen an verstorbene Personen dar, gehen aber in ihrer Bedeutung weit darüber hinaus. Aus psychologischer Sichtweise stehen sie für Unzerstörbarkeit aber auch für das, was verlorengegangen ist. Sie beinhalten einen „Container“, in denen die gebliebenen ungelösten Affekte der gemeinsamen Trauer versiegelt sind. Über die Jahrzehnte hinweg verblassen jedoch die Erinnerungen daran und sie verlieren ihre Bedeutung für die nachfolgenden Generationen. Unter bestimmten Umständen, meist sind es politische Unruhezustände, können sie jedoch wieder, sowohl im positiven als auch im negativen Sinne, ihre einstige Symbolkraft wiedererlangen (Volkan 2003, S. 179).

2.10 Kitsch oder Tradition?

In unserer Zeit, der Zeit der Globalisierung, in der die Grenzen verwischen und immer alles gleicher wird, lohnt es sich Traditionen zu bewahren. So macht Bollnow (1984), trotz seiner oben angeführten kritischen Bemerkungen, auf die dringende Notwendigkeit der Traditionspflege aufmerksam, indem er eine „weitgehend fortgeschrittene Traditionslosigkeit“ in unserer heutigen modernen Welt bemängelt (Bollnow, 1984, S. 29).

Trotzdem darf man sich an diesem Punkt nicht der Diskussion über ein verfälschtes Heimatbild, das sich in Filmen, Liedern und Trivialliteratur der Nachkriegszeit so gut verkaufen ließ, entziehen.

Fetscher führt als Beispiel dazu an, dass Trachten, im Zuge der Tanzvorführungen von Volkstanzgruppen in Fremdenverkehrsgebieten, nur noch als Attraktion für die zahlenden Gäste getragen werden. Sie sind dabei „kaum authentischer als jene der zur „Air-Port-Art“ degenerierten Kultgegenstände afrikanischer Völker“ oder die Kulissen in der Fernsehshow Musikantenstadel (Fetscher, 1992 S. 19).

2.11 Heimatkunde

Die Wissensvermittlung über die eigene Heimat wird zuallererst durch Erfahrungen im engsten Umfeld und Familienkreis vermittelt. Nach Jooß (1984) beginnt Heimatgeschichte, die dem Vergangenen zugewendet ist, zunächst mit den persönlichen Erlebnissen in der Kindheit, der „Geschichte des eigenen Lebens“, dem Vertrautmachen mit der Landschaft, der Tier- und Pflanzenwelt, dem Orts- oder Stadtbild mit seinen besonderen Bauwerken oder mit den zur Berühmtheit gelangten Persönlichkeiten. Ergänzt wird das zunächst nicht hinterfragte Heimatbild durch die Familiengeschichte und die Übernahme von Traditionen mit all ihren „Gewohnheiten, Bräuchen und Werthaltungen“ (Jooß, 1984 S. 61).

Geht es jedoch um das Vertrautmachen mit der Heimat im weiteren Sinn, also um geschichtliche, geografische, ökologische oder auch architektonische Zusammenhänge, ist das Wissen darüber in der Familie und im begrenzten Umfeld in der Regel nicht ausreichend genug. Dies zu vermitteln, fällt in den Aufgabenbereich der Heimatkunde (Bollnow, 1984).

Im 19. Jahrhundert hatte Heimatkunde in der Schule eine große Bedeutung. Schmidt (1981) erwähnt, dass mit dem deutschen Theologen und Pädagogen, Wilhelm Harnisch, der Heimatbegriff in seinem „Handbuch für das deutsche Volksschulwesen“ (1820) in die pädagogische Literatur aufgenommen wurde. Heimat war für ihn die wichtigste Grundvoraussetzung für „Weltkunde“, da das Kind ja zunächst nur von der Heimat umgeben ist und nur diese als Wirklichkeit erfahren kann (Schmidt, 1981).

Entscheidend beeinflusste Eduard Spranger die pädagogischen Inhalte der Heimatkunde im 20. Jahrhundert und fand damit in Fachkreisen allgemeine Zustimmung (Neumeyer 1992). In seiner Rede über „den Bildungswert der Heimatkunde“ sah Spranger, in dem Fach Heimatkunde, eine Chance für die Gesellschaft die Heimat zu realisieren. Für ihn hatte das soziale Milieu weniger mit Heimat zu tun, denn dies hat man überall, aber „eine Heimat hat man nur da, wo man mit dem Boden und mit allem Naturhaft-Geistigen, das

auf diesem Boden gedeiht, innerlich verwachsen ist“. Es entsteht bei Beheimatung ein „geistiges Wurzelgefühl“, das erlebnismäßig und zugleich wissenschaftlich geordnet, aneignet werden muss. Dem Großstadtmenschen spricht er dieses Wurzelgefühl ab, da er mit Boden und Natur nicht in Verbindung kommt“ (Spranger, 1923, S. 11).

Mitzscherlich (1997) hinterfragt die Inhalte von Heimatkunde aus heutiger Sicht eher kritisch. Ihrer Meinung nach ist es zwar wichtig, geschichtliche, geografische und ökologische Hintergründe zu erfahren, noch wichtiger für die Autorin ist jedoch eine „Beheimatungskunde“, in der die Fähigkeit sich zu beheimaten reflexiv entwickelt wird. Es geht ihr darum, dass Kinder den Umgang mit Verschiedenartigkeiten, Veränderungen und Konflikten lernen, hinterfragen und auch respektieren. Sie kommt zum Ergebnis, dass „man umso weniger erziehen muss, je mehr sich Kinder in ihrer jeweiligen Heimat selbst als geliebt, erwünscht und anerkannt erfahren“ (Mitzscherlich, 1997, S. 237). Dieser Ansatz führt uns nun zu den psychologischen Aspekten des Heimatbildes.

3 Psychologische Betrachtung

Im Folgenden geht es um psychologische Betrachtungsweisen und Aspekte, die Beheimatungsprozesse, Heimatgefühle und die Bindung an eine Heimat ermöglichen.

Mitzscherlich (1997) leitet aus ihren „psychologischen Untersuchungen zum individuellen Prozeß [sic!] von Beheimatung“, Subjektivität als grundlegende psychologische Dimensionen des Heimatkonzeptes ab. Es geht hierbei in erster Linie um die innere, subjektive Wahrnehmung und Bewertung des Individuums in Bezug auf seine Umwelt und die damit verbundenen positiven oder negativen Gefühle, aus denen sich ein individuelles Bild von Heimat ableitet (Mitzscherlich, 1997).

Schon 1923 befasste sich Eduard Spranger, dessen ambivalentes Verhältnis zum Nationalsozialismus nicht unerwähnt bleiben sollte, mit den psychologischen Aspekten von Heimat. Er betont, dass sie zum „Subjektivsten des Menschenlebens“ gehört (Spranger, 1923, S.7). Sie ist für ihn „ein geistiges Wurzelgefühl“, eine „erlebbare Totalverbundenheit mit dem Boden“, aber nie „bloße Natur“, sondern eine „erlebnismäßig angeeignete, [...] persönlich gefärbte Natur“ (Spranger 1923, S. 11).

Voraussetzung für ein positives Heimatgefühl nach Mitzscherlich (1997, S. 105) ist die Erfüllung von bestimmten Grundbedürfnissen, die ebenfalls individuell mehr oder weniger stark ausgeprägt sind. „Ursprünglich ist Heimat dem egozentrischen Denken, dem Denken in Kategorien eigener Bedürftigkeit und Befriedigung zuzuordnen“.

Die Autorin listet in hierarchischer Reihenfolge folgende Aspekte für ein positives Heimatgefühl auf:

Das Bedürfnis nach

- Sicherung der physischen Existenz und Selbsterhaltung
- Selbstverwirklichung, es geht hierbei darum, dass ich meinen Lebensraum selbst mitgestalten und verändern kann
- Soziale Integration, Zugehörigkeit und Anerkennung
- Selbsterkenntnis, Selbstpositionierung und Identität – „Heimat ist in diesem Sinne dort, wo ich mich am zu mir passenden Platz fühle“
- Teilhabe an einem kulturellen Prozess, der über die individuelle Existenz hinausgeht (Mitzcherlich, 1997 S. 98ff.).

Maslow (1970) formulierte in ähnlicher Art und Weise mit seiner Bedürfnispyramide die Grundbedürfnisse des Menschen. In seinem fünfstufigen Modell geht er davon aus, dass zuerst immer die Bedürfnisse der unteren Stufe befriedigt werden müssen um die nächste Stufe zu erreichen. Hier setzt gleichzeitig die Schwäche seiner Theorie an, da er sich strikt an die Hierarchie hält. In der ersten Ebene müssen biologische und physiologische, also überlebenswichtige Voraussetzungen wie Atmung, Nahrung, Schlaf und Fortpflanzung gesichert werden. Die zweite Ebene berücksichtigt das Bedürfnis nach Sicherheit wie Wohnung, Rechtssicherheit, regelmäßiges Einkommen und angstfreies Leben. Es folgen anschließend soziale Bindungsbedürfnisse nach Familie, Freundschaften, Partnerschaft, Liebe oder Familienneugründung. Sind diese drei ersten Stufen abgesichert, treten Individualbedürfnisse in den Vordergrund. Das Individuum möchte Wertschätzung und Anerkennung von seiner Umwelt, aber auch von sich selbst, erfahren. An der Spitze der Pyramide steht der Wunsch nach Selbstverwirklichung. Es geht hierbei darum, sein eigenes Potenzial sinnvoll auszuschöpfen, Kreativität auszuleben und sein Umfeld selbstbestimmt mitgestalten zu können.

Gerrig & Zimbardo betrachten dieses Stufenmodell kritisch, weil nicht zwingend eine Stufe nach der anderen befriedigt werden muss. So gehört zum Beispiel zum Bedürfnis nach Sicherheit der Bindungsaspekt dazu, der aber nach Maslow erst in der nächsten Stufe angeführt ist. Dennoch bringt dieses Modell, trotz seiner Schwächen, eine

gewisse Ordnung in der Frage nach den Grundbedürfnissen des Menschen (Gerrig & Zimbardo, 2008).

Für die Erfüllung der oben angeführten Bedürfnisse nach Mitzscherlich sind drei in der Psychologie grundlegende Begriffe relevant: „sense of community, sense of control und sense of coherence“. Gemeinschaftssinn, die Möglichkeit der Einflussnahme auf sich und seine Umwelt und das Gefühl ein selbstbestimmtes in sich stimmiges und sinnvolles Leben zu führen, bilden eine Einheit und bedingen einander. (Mitzscherlich, 1997 S. 138).

Gemeinschaftssinn alleine reicht nicht aus, es verbirgt darin zum Beispiel die Gefahr, wie Greverus (1972, S. 46) zu bedenken gibt, dass oft gerade die „subjektiven Elemente“ des Einzelnen durch geschickte Manipulation „zu allgemein verbindlichen Lebensstatsachen gemacht werden“ und somit eine „Ideologisierung des Heimatbegriffes“ entsteht. Hat man es nie gelernt sich und seine Umgebung kritisch zu hinterfragen, wird man leicht zum Spielball im Vereinnahmungsprozess fragwürdiger Organisationen.

3.1 Bindung an die Heimat durch Prägung

Für Mitzscherlich (1997) stellt sich nun weiter die Frage, wie ein emotionaler Bezug zur Umwelt, in diesem Fall zur Heimat, hergestellt werden kann. Sie benutzt dafür, in Anlehnung an Konrad Lorenz, den verhaltensbiologischen Begriff der Prägung. Es geht hierbei um erste, frühkindliche Sinneswahrnehmungen, wie zum Beispiel den Geruch und den Geschmack von Speisen, das Lächeln oder die Stimme der Mutter, Landschaftseindrücke oder wichtige Ereignisse, wie der erste Schultag. Diese frühkindlichen Prägungen bedeuten, dass eine vertrauensvolle Bindung an die Bezugspersonen hergestellt wird und der Weg für neue Erfahrungen mit der weiteren Umgebung und somit die Basis für verschiedene Beheimatungsprozesse offen steht.

Konrad Lorenz (1988, S. 263) spricht in diesem Zusammenhang von einem „Lustgefühl“, wenn wir an Heimat denken. Es entsteht dadurch ein beruhigendes Gefühl von Sicherheit. Der Gedanke an „eine aus der Kindheit bekannte Landschaft, das Innere

eines vor langer Zeit bewohnten Hauses, das Antlitz eines alten Freundes“ oder, nach Bastian (1992, S. 35), „der Geschmack einer Speise“, die Melodie eines Liedes“ und der Anblick eines Gegenstandes“, lässt Heimatgefühle erwachen.

Brepohl (1953) meint, dass mit zunehmendem Entwicklungsniveau und zunehmender Lebenserfahrung sich die Weltoffenheit und Mobilität und somit auch der Heimatradius immer mehr erweitern.

Ob ein positives Heimatbild entwickelt wird oder nicht, hängt hauptsächlich von der Qualität der Bindung ab. „Eine sichere Bindung an Erwachsene, die zuverlässig Unterstützung anbieten, ermöglicht es dem Kind, eine Vielzahl von prosozialen Verhaltensweisen zu erlernen“ (Gerrig & Zimbardo, 2008, S. 392 f.).

3.2 Bindung durch Lernen

In weiterer Folge werden im Laufe der Kindheitsentwicklung durch Lernen, insbesondere durch positive Verstärkung, jene Einstellungen, Verhaltensnormen und Gewohnheiten übernommen, die der Bedürfnisbefriedigung am ehesten genügen. Im Gegensatz zur Prägung, manifestiert sich Lernen nicht endgültig. Einstellungen und Gewohnheiten kann man ändern, die Prägung wirkt nachhaltig ein Leben lang. Bezogen auf die Bindung zur Heimat bedeutet dies, dass man nicht ewig an eine Heimat gebunden sein muss sondern sich auch an mehreren Orten zu Hause fühlen kann (Mitzscherlich, 1997).

Schmidt (1981) benützt in diesem Sinne den Begriff „Lernfelder“, die sich aus Kultur und unterschiedlichen Lebenswelten entwickeln. Der Lernerfolg und somit die Qualität des Heimatbildes hängt von den individuellen Erfahrungen des Einzelnen und den sozialen Bedingungen dieser Lernfelder ab. Je traditionsträchtiger und je vergangenheitsorientierter sich eine Epoche darstellt und je weniger offene soziale Strukturen festzustellen sind, desto größer sind die „überindividuellen Muster von Heimatbildern“, die auf nächste Generationen weitergegeben werden. Es sind

vorgefertigte Bilder, die in ihrer Begrenztheit weder Raum für individuelle Erfahrungen, noch für Veränderungen zulassen. Umgekehrt erlaubt eine offene Umwelt oder Gesellschaft, die es ermöglicht eigene soziale Erfahrungen zu machen und den individuellen Entwicklungsstand zu erweitern um Veränderungen positiv gegenüber zu stehen, erst ein Heimatbild, in dem es gelingt die eigene Heimat zu finden (Schmidt, 1981, S. 58 ff.).

3.3 Psychoanalytische Ansätze

Den dritten psychologischen Erklärungsansatz für Beheimatung argumentiert Mitzscherlich (1997, S. 107 f.) mit der Freud'schen Psychoanalyse: Es geht dabei um physiologische Bedürfnisse und Triebe, die in der frühen Kindheit durch enge Bezugspersonen, die als Triebobjekte (zum Beispiel die Mutterbrust) fungieren, befriedigt werden können. Bei geglückter Bedürfnisbefriedigung gelingt eine Identifikation mit den unmittelbaren Bezugspersonen, deren Werte und Orientierungen im Anschluss verinnerlicht werden. Das Kind assimiliert diese, nach Volkan (2003), mit seiner Identität und übernimmt somit das kulturelle Gruppenerbe seiner Eltern, der LehrerInnen oder anderer nahestehenden Personen. Im Idealfall bildet sich durch erfahrene Wertschätzung und positive Gemeinschaftserlebnisse eine differenzierte und integrierte Selbstvorstellung und somit eine kohärente Kernidentität heraus. In der Adoleszenz und im fortschreitenden Erwachsenenalter werden die verschiedenen „Identifikationen“ mehrmals unbewusst überprüft, unter verschiedenen Blickwinkeln betrachtet, hinterfragt und auch verändert. In Abhängigkeit von kulturellen, gesellschaftlichen, familiären und beruflichen Erfahrungen entwickeln sich multiple Identifikationsmöglichkeiten. Die Kernidentität wird jedoch, außer bei gravierenden oder höchst traumatisierenden Erfahrungen, nicht wesentlich verändert.

Parallel zur Ausformung der individuellen Identität entsteht im Entwicklungsverlauf auch das Bedürfnis an Zugehörigkeiten und Teilhabe zu anderen Gruppen. Das „Ich-Gefühl“ wird dabei durch ein „Wir-Gefühl“ ergänzt. Großgruppen, egal ob es sich hierbei um Religionsgemeinschaften, Ethnizitäten oder Nationalitäten handelt, besitzen durch gemeinsame subjektive Erfahrungen ebenfalls eine Identität und damit ein Gefühl des Gleichseins und der inneren Verbundenheit. Individuelle- und Großgruppenidentität sind eng miteinander verbunden. Volkan (2003) vergleicht dies mit einem Zelt, das aus zwei übereinandergelegten Lagen besteht. Die erste Lage gehört dem einzelnen Individuum der Gruppe, sie passt sich wie ein Kleidungsstück dem Körper an und bildet die Kernidentität. Die zweite Lage symbolisiert die Großgruppenidentität und vermittelt das Gefühl von Gleichheit und Schutz. Als Stütze des Zeltes fungiert hierbei der Führer der

Gruppe. Das Zelt wird zusätzlich noch durch sieben Fäden, denen verschiedene Funktionen zugeordnet sind, zusammengenäht. Der erste Faden besteht aus einem Reservoir in dem sich die „Wir-Einheit“ befindet, die sich aus Projektionen von externalisierten „guten“ Selbst- und Objektbildern zusammensetzt. Der zweite Faden verknüpft die individuelle Kernidentität der einzelnen Gruppenmitglieder mit der Großgruppenidentität. Die Gruppe fühlt sich dadurch verbunden und gestärkt. Die nicht integrierten „bösen“ Selbst- und Objektbilder werden hingegen in ein anderes Reservoir projiziert, das sich gegen andere Gruppen richtet (dritter Faden). Es entstehen Feindbilder, die von der Gruppe getragen werden und diese noch stärker zusammenwachsen lässt. „Ausgewählte Ruhmesblätter“, in Form von ritualisierten Erinnerungen aus der Vergangenheit, Errungenschaften, Erfolgs- und Triumpferlebnisse (vierter Faden) und unbewusst ausgewählte Traumata andererseits (fünfter Faden), tragen ebenfalls stark zu Gruppenidentität bei. Eine besonders nachhaltige Wirkung besitzen die gewählten Traumata dann, wenn sie unbefriedigend aufgearbeitet wurden. Sie dringen tief in das kollektive Bewusstsein der Gruppe ein und werden auf die Folgegenerationen übertragen. Diese sind jedoch selten fähig Verletzungen und Demütigungen zu betrauern oder wiedergutzumachen. Der sechste Faden bezieht sich auf die Führerpersönlichkeit der Großgruppe, die diese entscheidend beeinflussen und nach ihren eigenen inneren Vorstellungen formen, leiten und manipulieren kann. Je charismatischer die Führerpersönlichkeit ist und je stärker sich die Gruppe bedroht fühlt, je leichter kann sie seine Anhänger für ihre Zwecke gewinnen. Eine weitere identitätsstiftende Bedeutung für Großgruppen ergibt sich durch Symbole, die Volkan als den siebenten Faden bezeichnet. Sie repräsentieren die Großgruppenidentität nach außen und können sich inhaltlich auf alle vorher beschriebenen sechs Fäden beziehen. Beispiele für Gruppensymbole sind Fahnen, Hymnen oder der Davidstern. Volkan (2003) liefert mit diesem Konzept der „sieben Fäden“ einen Erklärungsversuch für die Entstehung von Konflikten zwischen einzelnen Großgruppen.

Schmidt (1981) ist ebenfalls der Meinung, dass verinnerlichte Heimatbilder durch selektive Identifikation und Introjektion aus Umwelterfahrungen entstehen. Diese Bilder und Emotionen werden wiederum durch Projektion auf andere Umweltobjekte verlagert. Da es sich dabei um subjektive Erfahrungen und Empfindungen handelt, können diese

von Menschen, die ähnliches erlebt haben, eher nachempfunden werden. Ein Problem des Nichtverstandenwerdens ergibt sich durch zeitlich große Abstände, zum Beispiel bei den Nachfolgenerationen oder bei unterschiedlichen Kulturen.

Grundvoraussetzung für die „Bildung von Heimaten“ ist ein gegenseitiger aktiver und reaktiver Austausch im Zusammenleben mit anderen Mitmenschen. Dies gelingt durch sinnvolle Kommunikation, Gegenseitigkeit (im Sinne von Bezugnahme auf den Anderen) und durch Partizipation. Durch fehlende Kommunikationsmittel entstehen Verständigungsprobleme. Eine Empathie und ein gegenseitiges aufeinander Eingehen ist hierbei schwer möglich, wie man am Beispiel von Randkulturen oder der Minderheitenproblematik erkennen kann (Schmidt 1981 S. 58 ff.).

4 Kritische Darstellung, Auseinandersetzung und Enttäuschungen

Schlink (2000) ist der Meinung, dass sich die Begegnung mit Vaterland und Heimat in der Dichtung häufig in unerfüllten Hoffnungen, Sehnsüchten und Träumen ausdrückt. Diese erfüllen sich weder in der Kindheit noch im Laufe des Lebens. Und gerade diese Unerfüllbarkeit macht den Zauber von Heimat aus. Dieser Zauber erweist sich aber allzu oft als trügerisch. Er erwähnt dazu das Beispiel der ehemaligen DDR: Die anfängliche Freude, Begeisterung und Erwartungen über die Wiedervereinigung Deutschlands musste sehr bald den Sorgen der dadurch entstandenen sozialen-, politischen-, finanziellen- und Integrationsproblemen weichen. Sehr viele Bürger der ehemaligen DDR fühlen sich nun ähnlich wie Migranten (Schlink, 2000, S. 26 ff.).

Peter Turrini (1996) führt einen Aspekt für dieses Problem an: Einerseits hatten sich die Bewohner und Bewohnerinnen von Ostdeutschland ein Bild über Westdeutschland gemacht, das aus „Glanzmenschen“ und „Glanzleben“ bestanden hatte, das der Wirklichkeit aber nicht entsprach, andererseits war der Westen wegen der desolaten Zustände im Osten überfordert.

„Seit der sogenannten Wiedervereinigung fahren die westdeutschen Journalisten in den Osten und stellen fest, was das für ein Drecksland ist. [...] Ein Schrottländchen voll mit Schrottmenschen, sowas widert die Glanzmenschen ganz schön an, und sie würden am liebsten die Mauern und Grenzen wieder hochziehen“ (Turrini 1996, S. 40).

Ein Beispiel von Ausgrenzung

Immer wieder kritisch betrachtet Peter Turrini sein eigenes Heimatland Österreich. Obwohl in Kärnten aufgewachsen, fühlte er sich da nie wirklich zuhause. Sein Vater war ein italienischer Gastarbeiter und so spürte er schon seit früher Kindheit, was Ausgrenzung in der so oft trügerischen Dorfidylle bedeutet. Statt auszuwandern, „weil woanders auch nur Fremde und Fremdheit war, hat er sich ein „literarisches Land erbaut, gegen bestehende Verhältnisse geschrieben“ und sich ein Umfeld ausgedacht in dem er sich zuhause fühlen konnte (Turrini, 1996, S. 9).

Auch Turrini hat, wie oben erwähnte andere Schriftsteller, seine Heimat in der Sprache gefunden.

„Ich bin nach dem Krieg in einem Kärntner Dorf aufgewachsen. [...] Das erste Antlitz dieser neuen Republik, welches ich zu sehen bekam, waren die Gesichter der Dorfhonoratioren am Stammtisch des Dorfgasthauses. [...] Selbstzufrieden teilten sie sich die Macht im Namen neuer Funktionen. Der Ortsgruppenleiter wurde der neue Bürgermeister, aus dem nationalsozialistischen Lehrer der neue Schuldirektor. Meinen Vater verachteten sie. [...] Diese Verachtung, die uns Kinder genauso traf, und die ich damals schwer verstehen konnte, hat mich aus dem Land getrieben“ (Turrini, 1996, S. 9).

So ähnlich sieht es auch Herrenknecht: „Heimat ist ein einschließender Begriff, der alles und jeden ausschließt, der das Spiel der Anpassung nicht mitmacht“ (Herrenknecht, 1980, S. 195). Ausgeschlossen von der Idylle der ländlichen Dorfgemeinschaft werden demnach besonders die unangepassten Linken aus den städtischen Ballungsgebieten, die mit einem verkitschten Heimatbegriff wenig anzufangen wissen. Die Sehnsucht nach Heimat und die damit verbundenen Erwartungen sind in der Stadt und am Land gleich. Der Umgang damit ist jedoch ein anderer. Eine gegenseitige Annäherung ist notwendig und möglich, aber ohne zu „Beharren in der guten alten Zeit von gestern“. Stattdessen sollte der Blick nach vorne gerichtet sein, in eine neue gemeinsame „violdimensionale“ Heimat (Herrenknecht, 1980, S. 196).

5 Heimatlos

In diesem Kapitel geht es um den gewaltsamen Verlust von Heimat. Heimatlosigkeit bedeutet in diesem Zusammenhang, dass man all das, was Heimat ausmacht, sowohl im physischen als auch im psychischen Sinne vermisst. Der Endpunkt nach Vertreibung, Flucht und Migration ist das Exil. Im Aufnahmeland findet man zwar Schutz und Unterkunft, fühlt sich aber für lange Zeit fremd. Eine Rückkehr in die alte Heimat ist aus politischen Gründen meist undenkbar. Entschließt man sich doch dazu, fühlt man sich auch dort nicht mehr zu Hause, weil nichts mehr so ist wie es war.

5.1 Migration

Das Wort „migrieren“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet „wandern“. „Migration“ ist die „Wanderung von Individuen oder Gruppen im geographischen oder sozialem Raum“ (Duden, Fremdwörterbuch 1982 S. 491). In diesem Zusammenhang versteht man unter „Emigration“ eine Auswanderung, wenn zum Beispiel jemand sein Heimatland aus „politischen, wirtschaftlichen oder religiösen Gründen verlässt“ (Duden 1982 S. 214). Demgegenüber steht die „Immigration“, also die Einwanderung in ein anderes Land.

„Wandern“ oder „Wanderung“, wird nach Antonio Morten (1988) in seiner Bedeutung als etwas Lustvolles oder Angenehmes empfunden. Man denkt dabei an schöne Natur, Freiheit, neue Erkundungen der Landschaft, an die „große weite Welt“, oder an das Lied „das Wandern ist des Müllers Lust“. Verwendet man jedoch das übersetzte Wort Migration, wird die Bedeutung ausschließlich ins negative Licht gerückt. Vorbei ist es mit den positiven Gefühlen, stattdessen treten Begriffe wie Vertreibung, Flucht, Entwurzelung und Entfremdung in den Vordergrund (Morten, 1988 S. 24).

Spricht man von Menschen mit Migrationshintergrund denkt die breite Masse der Bevölkerung in Kategorien wie Trauma, Erkrankungen, Elend, Not, Arbeitslosigkeit, Sprachprobleme, Ausländer und an den konfliktträchtigen Ausdruck Sozialschmarotzer.

Für Bock & Groß (1988) ist die Geschichte der Migration so alt wie die der Menschheit und in prägender und nachhaltiger Weise kulturhistorisch mit ihr verbunden. Man denke dabei nur an die Kreuzzüge, Völkerwanderungen, die Wanderschaft von Handwerkern oder an die Fluchtbewegungen infolge von Kriegen. Die Intention zur Migration ist vielseitig, sie kann freiwillig oder erzwungen entstehen. Die Grenzen dazwischen sind verschwommen. Verlässt jemand die Heimat um seine Ausbildungsmöglichkeiten, Arbeitsbedingungen oder seinen sozialen Standard zu verbessern, so hat dies den Anschein der Freiwilligkeit. Zu bedenken ist dabei jedoch, dass die Bedingungen in der Heimat oft so unbefriedigend sein können, dass man in Wirklichkeit keine andere Wahl hat. Unzweifelhaft zur Migration gezwungen wird man durch Sklaverei, Natur- und Hungerkatastrophen, politische Verfolgung und Vertreibung, also immer dann, wenn die Alternative sehr wahrscheinlich mit Folter oder Tod zu bezahlen wäre (Bock & Groß, 1988 S. 13 ff.).

5.2 Heimatverlust und Exil

Heimat kann auch der Ort sein, von dem man flüchten musste. Verlust der Heimat bedeutet meist, dass man diese unfreiwillig verlassen hat. „Verursacher des Heimatverlustes“ können soziale Not, religiöse Intoleranz, politische Verfolgung oder politische Sanktionen sein (Hinck , 1985, S. 42 f.). Der entscheidende Unterschied zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration besteht darin, dass wenn man sich freiwillig dazu entschließt in einem anderen Land, sei es aus Karrieregründen oder sonstigen privaten Motiven, niederzulassen, die Option zur Rückkehr meist offen steht. Kommt man zurück ist man willkommen, es hat sich nicht viel geändert, die Sprache, das politische Geschehen und andere Umweltbedingungen findet man meist unverändert vor. Die „Fremde“ wird als Bereicherung und Horizonterweiterung im jeweiligen

Lebenskonzept der Person angesehen. Rückkehr ist auch deshalb nicht problematisch, da in der modernen Zeit die Welt durch Globalisierung zusammengewachsen ist und man durch immer besser werdende Verkehrsbedingungen rasch von einem Ort zum anderen wechseln kann (Hinck, 1985).

Das Exil hingegen „ist der Gegenbegriff zum Begriff der Heimat, die man verlassen muss [...] sie liegt irgendwo jenseits der Grenze, man sehnt sich nach ihr zurück und kehrt auch in sie zurück wenn die politische Unterdrückung endet“ (Schlink, 2000 S. 8).

Sehr eindrucksvoll beschreibt der 1978 aus Russland vertriebene Alexander Sinowjew seine Gefühle zum Verlust seiner Heimat: „Verlassen wir die Heimat physisch, bleiben wir doch dort in unserem Herzen. Verlassen wir sie nicht oder kehren wir zurück, bleiben wir in unserem Herzen dort fremd“. Für ihn ist die Situation ein „historisches Phänomen“ einer Epoche aus der es kein Entfliehen gab. Denn führt er weiter aus: „Wohin immer das Schicksal uns verschlägt, wir bleiben rettungslos an unsere Epoche gebunden“. Verlust von „Vaterland“ ist deswegen weniger an Ort und Raum gebunden, weil die Zeit vergeht und somit auch die Epoche, der Ort und Raum hingegen bleibt (Sinowjew, 1985, S. 138).

Es kann aber auch vorkommen, dass man seine Heimat nicht verlässt und sich trotzdem wie im Exil vorkommt. Schlink (2000) führt dazu ein Beispiel anhand einer Aussage eines Bürgers der ehemaligen DDR an: „Alles hat sich verändert und ist ihnen fremd geworden. Mehr noch, es hat sich nicht einfach verändert, sondern ist von anderen verändert worden, ohne ihr Zutun und gegen ihren Willen, ist ihnen die Heimat von anderen entfremdet worden“ (Schlink, 2000, S.7).

Einen wesentlichen Unterschied zwischen freiwilligem und dem erzwungenen Verlassen der Heimat beschreibt Volkan (2003), indem der von einer „Verfolgungsschuld“ der unfreiwilligen Migranten spricht. Diese ergibt sich daraus, dass die Flüchtenden, statt ihre Trauer über ihre eigenen Verlusterfahrungen zum Ausdruck zu bringen, die Schuld auf sich nehmen, dass sie Teile ihres Selbst, Investitionen und geliebte Menschen in der alten Heimat zurücklassen mussten. Daraus ergeben sich Emotionen von Schmerz, Verzweiflung, Angst und Selbstvorwürfe, die zu psychischen Störungen führen können.

5.3 Vertreibung und Flucht

Die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 definiert Flüchtlinge als Personen, „die aus wohlbegründeter Furcht vor Verfolgung wegen ihrer Rasse, Religion, Nationalität, Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe oder wegen ihrer politischen Überzeugung sich außerhalb des Landes befinden, dessen Staatsangehörigkeit sie besitzen“ (Winter, 1998, S. 25).

Sieht man von den Fluchtbewegungen des 2. Weltkrieges ab, waren Flucht und Vertreibung bis in die 90iger Jahre primär ein Problem der Dritten Welt, das Europa nur am Rande betraf. Mit dem Fall des „Eisernen Vorhangs“ und anderen kriegs- oder kriegsähnlichen Konflikten in Südost- und Osteuropa stieg der Flüchtlingsstrom erstmals wieder stetig an. Die aktuellen Entwicklungen und Umbrüche in den nordafrikanischen Ländern und im Nahen Osten lassen eine weitere Zunahme des Flüchtlingsstroms erwarten (Winter, 1998).

Ein weiteres Problem sehen Bock & Groß (1988) in den Wirtschaftsflüchtlings, die mit immer größer werdender Zahl in die Industrieländer drängen. Die Grenzen zu den herkömmlichen Flüchtlingen sind hierbei unklar zu ziehen und teilweise überlappend. Auf dem internationalen Arbeitsmarkt entsteht ein Kampf um billige Arbeitskräfte, das allgemeine Lohnniveau sinkt, Anfeindungen gegenüber arbeitssuchenden Emigranten und Emigrantinnen treten immer offener hervor. Ungelernte, sozial schwache Arbeitssuchende müssen sich in ihrer Not mit schlechtbezahlten Arbeitsangeboten zufrieden geben. Auch diese Flüchtlinge lassen in ihren Ursprungsländern, neben materiellen Gütern, auch Beziehungen zurück. Für die Integration ist es von großer Bedeutung, dass alte Beziehungen erhalten bleiben und neue Beziehungsnetzwerke geschaffen werden. Diese herzustellen ist für ausländische Arbeitsmigranten insofern beschwerlich, da sie einerseits, wenn sie Arbeit gefunden haben, als Konkurrenz betrachtet werden und andererseits, wenn sie keine Arbeit finden, als Sozialschmarotzer angesehen werden. Verlust von sozialen Beziehungen und Identität ziehen Entwurzelungserfahrungen mit sich und unterstützen die Tendenz zu seelischen Krisen

und die daraus entstehende Erkrankungen. Daraus ergibt sich aber nicht automatisch der Schluss, dass alle Vertriebenen, Flüchtlinge und Arbeitsmigranten an seelischen Erkrankungen leiden. Dies wäre ein allzu naiver Schluss, der die große Gefahr von Vorurteilen und Diskriminierungen dieser Gruppen mit sich ziehen würde. (Bock & Groß, 1988).

5.4 Flucht und Einstellungen /Empfindungen

Was bedeutet nun Vertreibung und Flucht im Besonderen für die am Ende des 2. Weltkriegs betroffenen deutschen Volksgruppen? Jolles (1965) stellt fest, dass sich anhand der deutschen Flüchtlings- und Vertriebenenendokumentation Gemeinsamkeiten in Bezug auf die Einstellung der Flüchtlinge zusammenfassen lassen:

„Das Tragische und das Unrecht des Geschehens“, welches plötzlich, ohne Schuld und Verantwortlichkeit auf die Opfer hereinbricht. Bevor die endgültige Entscheidung zum Verlassen der Heimat getroffen wird, versuchen die Bewohner so lange es geht an ihrem Hab und Gut, an der Nachbarschaft und der altvertrauten Landschaft festzuhalten. Informationsdefizite und einseitig verzerrte Berichterstattungen machen eine objektiv fundierte Entscheidungsfindung, eine Einschätzung der politisch-militärischen Lage und eine gut vorbereitete Flucht in der Regel unmöglich. Die Schuld liegt nach Auffassung der Betroffenen meist bei der Obrigkeit, also den Politikern, den Kriegstreibenden und deren Weisungen (Jolles, 1965, S. 109).

Ein weiterer Punkt nach Jolles ist **„das Elend“**, das die Betroffenen erdulden müssen und das als ein gewaltiger Normverstoß empfunden wird. Es manifestiert sich in physischer und psychischer Gewalt, Verlust, Krankheit, Angst, Hunger und Tod (Jolles, 1965). Die zugefügten Traumata, denen sich die Opfer hilflos ausgeliefert fühlen, beeinträchtigen nicht nur das Selbstbild des einzelnen Individuums, sondern das der ganzen Großgruppe.

Die Mitglieder teilen sich die geistigen Repräsentanzen der erlebten Verluste, Demütigungen und Verletzungen. Sie werden Teil der Gruppenidentität und lösen in weitere Folge eine Vielzahl von, ebenfalls geteilten, Abwehrmechanismen aus, die durch Hass und Rachgedanken zum Ausdruck gebracht werden können (Volkan, 2003).

„Der menschliche Maßstab“: Trotzdem erfährt der Flüchtling in diesem Elend immer wieder Menschlichkeit, die vor dem endgültigen Zusammenbruch bewahrt und ein Weiterleben und Durchhalten ermöglicht (Jolles, 1965).

„Das Volk“, als immer wiederkehrender Begriff, das einerseits, im Sinne der „Diaspora“, ihr einheitlich geschlossenes Territorium verloren hat und in der ganzen Welt verstreut ist oder andererseits sich in einer anderen Heimat mehr oder weniger geschlossen neu ansiedeln konnte (Jolles, 1965).

„Die zurückgelassene Heimat“ wird als Maßstab bei der Bewertung für das Neue hinzugezogen (Jolles, 1965).

Zusammenfassend kann man feststellen, dass Flüchtlinge, abgesehen von dem Verlust der Heimat und der eigenen Existenz, von ständiger Angst ums eigene Überleben und das der Angehörigen, von Hunger, Kälte, Krankheit, Ungewissheit und totaler Erschöpfung betroffen sind. Die Opfer sind der Lage des jeweiligen Augenblicks in völliger Abhängigkeit ausgeliefert, Struktur und Geborgenheitsgefühle gehen verloren oder treten, wenn überhaupt, höchstens dann auf, wenn man sich in einer Fluchtgruppe mit Familienmitgliedern, befreundeten Personen oder Dorfbewohnern befindet. Die Flucht endet vorübergehend, für die am Rande ihrer Kräfte angekommenen Menschen, meist in provisorischen Flüchtlingslagern, in denen es an Organisation und essentiellen Ressourcen, wie Lebensmittel, Hygiene, Heizmaterial oder medizinische Betreuung mangelt. Es herrschen desolate, chaotische und menschenunwürdige Zustände. Zusammen mit anderen Flüchtlingen, Vertriebenen, ehemaligen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen müssen sie in Baracken, Schulen, Gaststätten oder sonstigen umfunktionierten Notunterkünften ihr Schicksal teilen (Jolles, 1965).

5.5 Lager

Das Wort „Lager“ drang seit Beginn des 2. Weltkrieges tief in unseren deutschen Sprachgebrauch ein. Kulturell bedeutet es eine „Enthausung und ein Rückfall in ein nomadenhaftes Kollektiv“ (Nahm, 1971, S. 46) dieser Epoche. Am Anfang waren es noch Jugendlager um die Heranwachsenden für den Krieg zu begeistern und vorzubereiten. Während des Krieges folgten Arbeitslager, Kriegsgefangenenlager und Konzentrationslager für die Feinde der Nation, bis es schlussendlich, durch die zunehmenden katastrophalen Auswirkungen des Krieges, zur Errichtung von Auffangs-, Durchgangs-, Verteilungs- oder Flüchtlingslagern kam (Nahm, 1971).

Wenn Heimat, wie es Brintzinger (1981) auf den Punkt gebracht hat, „die erlebte, [...] bekannte und vertraute Umwelt an Natur, Bauten, Menschen, ihrer Sprache und Sitten“ ist, „in der man sich zuhause und geborgen fühlt“, und „mit deren Schicksal und Werten man sich identifizieren kann“ (Brintzinger (1981, S. 17), so bedeutet Flucht und Vertreibung, dass man all dies verloren hat. Dieser Verlust wird für ausnahmslos alle Betroffenen zum „Totalerlebnis“, welches mit „Naturkatastrophen oder Epidemien größten Ausmaßes“ vergleichbar wird (Helbig, 1989, S. 6). Die psychischen Leiden und Prägungen reichen vom ersten Schock der plötzlichen Flucht über die lange Odyssee der Vertreibung, in der die gehetzten Betroffenen ständiger Todesangst ausgesetzt sind, bis zur Erkenntnis, dass ihre Heimat unwiederbringlich verloren ist. Letzteres wird in der Regel erst nach Abklingen des Schockerlebnisses bewusst (Helbig, 1989).

„Man verließ ja nicht nur seinen Hof, man verließ seine Kirche, man verließ den Friedhof, auf dem die Eltern und Geschwister lagen, man verließ die Stätte, an der mancher vielleicht getraut war, die Kinder getauft worden waren. Man verließ die Schule, die man mühsam aufgebaut hatte“ (Engel, 1985 S. 19).

5.6 Die Folgegenerationen

Die zweite und dritte Generation stehen dem Kulturkreis, in dem sie geboren oder aufgewachsen sind meist näher, als dem des Ursprungslandes ihre Eltern und Großeltern. Sie haben zumeist weniger den Wunsch und die Illusion dorthin zurückzukehren. Verlust- oder Entwurzelungserfahrungen blieben ihnen erspart. Klaffen Normen, Werte, religiöse- und politische Überzeugungen der verschiedenen Kulturkreise, mit denen sich die gegenüberstehenden Generationen identifizieren, stark auseinander, ergeben sich oft unüberwindbare Konflikte. Wird dieses Problem unbefriedigend gelöst, führt dies unweigerlich zu einem Entfremdungsprozess innerhalb der eigenen Familie. Wenn diese jungen Menschen gezwungen werden, ihren Lebensmittelpunkt zu verlassen, und eine Umsiedlung in das für sie fremde Land ihrer Eltern erfolgt (zum Beispiel durch Zwangsverheiratungen), bedeutet dies eine unglaubliche Zerreißprobe für die Betroffenen. Sie erleben damit, im umgekehrten Sinne, das gleiche Schicksal und Trauma wie ihre Vorfahren (Bock & Groß, 1988).

Sieghard Klingefeld (1988) beschreibt anhand einer Studie von spanischen Reemigranten der zweiten Generation, erhebliche Probleme der Jugendlichen bei ihrer Rückkehr: Eine andere Lebensweise, das Fehlen von sozialen Beziehungen, Sprach- und Schulprobleme, veränderte familiäre Beziehungs- und Machtstrukturen, eine mangelnde Ausbildung, Arbeitslosigkeit und ein zumeist wenig vorbereiteter Umzug in das für die Jugendlichen völlig fremde Land ihrer Eltern erschweren den Zugang in das dort vorhandene Gesellschaftssystem. Die Folgen sind soziale Isolierung und Vereinzelung. Noch belastender ist es, wenn Kinder und Jugendliche weder im ehemaligen Aufnahmeland noch in ihrem Ursprungsland jemals eine soziale Integration erlebt haben. Sie sind und bleiben ewige Heimatlose oder Migranten und Migrantinnen, denn dort wo sie aufgewachsen sind waren sie Fremde und in der Heimat ihrer Eltern, die ihnen fremd ist, ebenfalls (Klingefeld, 1988).

6 Die alte Heimat Gottschee

Bevor ich mit den Darstellungen des empirischen Teil beginne, ist es meiner Meinung nach wichtig, ein Vorverständnis über die landschaftlichen und kulturellen Gegebenheiten, über die geschichtlichen Hintergründe und Zusammenhänge und über das gemeinschaftliche Dorfleben in der Gottschee zu schaffen. Dies ist insofern von großer Bedeutung für meine Diplomarbeit, da erst mit diesem Vorverständnis die Meinungen und vor allem die oft emotionsgeladenen Aussagen der Probanden und Probandinnen in den Interviews bzw. in den Darstellungen des empirischen Teils meiner Arbeit nachvollzogen werden können.

6.1 Geografische Lage und Beschreibung

Die ehemalige deutsche Sprachinsel, ca. 70 km südöstlich von Laibach gelegen, umfasste ein Gebiet von 870 km². Bis 1941 lebten dort rund 12 500 Deutsche in mehr als 160 verstreuten Ortschaften und Siedlungen (Frensing, 1970). Die größte Siedlungsdichte im Gottscheerland wird gegen Ende des 19. Jahrhundert mit 28.000 Personen beziffert (Jonke, 1930). Begrenzt wird das karstige und trotzdem stark bewaldete, hochlandartige Gebiet im Westen vom Suchener Hochtal, dem sich das Rieg-Göttenitzer Bergland mit seiner höchsten Erhebung, dem Schneewitz (1289 m), anschließt. Nachdem landeinwärts der steil abwärts führende Friedrichsteiner Wald wannenartig ins Oberland ausläuft, befindet sich hier das eigentliche kulturelle und wirtschaftliche Zentrum mit der an dem Fluss Rinse gelegenen Stadt Gottschee. Nordöstlich davon liegt das mächtige Hornwald-Massiv, dessen urwaldähnliche Landschaft noch heute vielen selten gewordenen Raubtieren, wie Bären, Wölfen und Luchsen, einen ungestörten Lebensraum ermöglichen. Das Tal bzw. die Region Moschnitze, mit den Orten Pöllandl, Tschermoschnitz und Stockendorf grenzen Gottschee nach Osten hin ab (Petschauer, 1980) während gegen Norden das wasserarme Gebiet Walden, mit den Orten Altag und Ebental, das Land

begrenzen. Durch den herrschenden Wassermangel war in dieser Gegend ein gewinnbringender Ackerbau schwer möglich. Man konzentrierte sich daher auf das handwerkliche Geschick der Männer und Frauen und stellte mitunter Spitzentaschentücher nach traditionellen Gottscheer Mustern, Strickwaren, Gürtel, Maisstrohtaschen, Spielzeug, Fässer und andere Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens her. An der terrassenförmig abfallenden Südseite, der „Unteren Seite“, baute man einst, den nach dem Ort Mösel benannten, Wein an. Obwohl die Gottschee dem Karst zugeordnet wird und typische Erscheinungsformen, wie ein plötzlich aus dem Kalk heraustretendes und bald wieder in ein Loch verschwindendes Flüsschen oder unzählige Höhlen und Grotten, zu beobachten sind, erweckt das Landschaftsbild eher den Eindruck eines mitteldeutschen Gebirgslandes (Otterstädt, 1941).

Die Siedlungsformen der Dörfer und Weiler passten sich den jeweiligen Landschaften, Umweltbedingungen und Geländeformen an, je nachdem ob eine Talbecken-, eine Hang- oder eine Bergwaldlage vorlag. Auch die Größe der Dörfer variierte stark. So entwickelten sich entlang der Talmulden, zum Beispiel im Gottscheer Hauptbecken, die Stadt Gottschee und andere Dörfer mit mehreren hundert Einwohnern und Einwohnerinnen, während sich im unwegsameren Gelände der Hang- und Berglandschaften viele Weiler mit nicht einmal einem Dutzend Bewohnern und Bewohnerinnen befanden. Bergwalddörfer, die sich entweder über Bergkuppen zogen, tief versteckt im Wald oder in Bergkesseln entstanden sind, waren typisch für das Gebiet im Hornwald. Straßendörfer, in denen sich die Häuser, vorwiegend einreihig, links und rechts der einzigen Straße des Dorfes anordneten, fand man vorwiegend in den Niederungen und Beckenlagen entlang der günstig gelegenen Verkehrswege (Grothe, 1931, S. 107 ff).

Den Mittelpunkt vieler Dörfer bilden die schnörkellos, im romanischen Stil erbauten Kirchen mit hohen, schindelbedeckten Glockentürmen. Gelegentlich waren diese auch am Dorfrand zu finden. Die an die Kirche angrenzenden Friedhöfe waren mit kleinen Steinmauern umgrenzt. Vor oder neben den Kirchen luden hohe Lindenbäume, unter denen Tische und Bänke platziert waren, zum Verweilen ein. Hier fanden sich nach der sonntäglichen Heiligen Messe die Älteren des Dorfes zu gemütlichen Plaudereien ein, hier

trafen sich verliebte Pärchen an lauen Sommerabenden oder jugendliche Mädchen und Buben zum fröhlichen Beisammensein (Hauffen ,1895).

Betrachtet man die Häuserformen, so kann man keinen einheitlichen Häusertyp erkennen. Die Bauweise der Häuser hing, ebenfalls wie die Siedlungsformen, von den landschaftlichen Gegebenheiten und den dort zur Verfügung stehenden Baumaterialien (Holz, Kalkstein und Lehmerde) ab. Die uneinheitliche Form der Häuser begründet Grothe (1931) damit, dass es durch die „gemischte Herkunft der Einwanderer“ aus deutschsprachigen Gebieten einerseits und der „slowenischen Bauweise“ andererseits, zu einer Vermischung vieler Baustile kam (Grothe 1931, S.107 ff). Nach Ferenc könnte auch der Hausiererhandel im Ausland und die daraus gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen der immer wieder heimkehrenden Männer, sowie die jeweilige wirtschaftliche Lage einen Einfluss darauf ausgeübt haben (Ferenc, 1993).

6.2 Das Dorfleben in der alten Heimat

6.2.1 Nahrung und Broterwerb

Außer in der Stadt Gottschee, in der Wirtschaftsunternehmungen, die Verwaltung und sogar ein Gymnasium ihren Sitz hatten, wohnte der mehrheitliche Teil des Gottscheer Volkes in oasenähnlichen Dörfern und kleinen Weilern (Wolfram, 1980). Die kleinste Einheit des bäuerlichen Dorflebens bildete die kinderreiche Großfamilie, die intensive nachbarschaftliche Beziehungen pflegte. Lebensgrundlage waren die Erträge des bäuerlichen Betriebes. Man verkaufte Rinder, Schweine, Holz und andere landwirtschaftliche Produkte, die, wenn auch oft nur bescheiden, den Lebensunterhalt sicherten. Hauptnahrungsmittel waren vorwiegend Kartoffeln, Sauerkraut, Rüben, Bohnen und Rollgerste (Schemitsch, 1985), Roggen, Hafer, Mais, Fisolen und Kraut. Auch Milch und Milchprodukte standen häufig auf dem Speisplan (Kaiser-Kaplaner, 1992).

Der Getreideertrag reichte jedoch nicht für das ganze Jahr und so musste Getreide zugekauft werden. Schwarzbrot war aufgrund des Roggenmangels nicht üblich (Wolfram,

1980). In südlichen Gebieten des Landes baute man Obst, insbesondere Äpfel und Birnen, an, aus denen der beliebte Most hergestellt wurde. Waren diese Früchte nach ertragreichen Jahren im Überfluss vorhanden, verwendete man sie als Schweinefutter. Wein wurde nur in sonnigen Lagen und bei geeigneten Bodenverhältnissen angebaut und gekeltert (Grothe, 1931).

Fleischprodukte gab es seltener auf dem Mittagstisch. Es diente an normalen Arbeitstagen höchstens als Geschmacksträger von bestimmten Speisen. Als Hauptspeise reichte man Fleischgerichte nur an Festtagen oder an Tagen in denen schwere Arbeit geleistet wurde (Kaiser-Kaplaner, 1992). Zur besseren Haltbarkeit wurde das Fleisch (hauptsächlich Schweinefleisch) nach dem Braten in Fett eingelegt, um es anschließend in Holzfässern zu lagern. Speck und Würste kamen in die Selchkammer, die bei keinem Bauern am Dachboden fehlte. Im Frühling wurden das Vieh und andere landwirtschaftliche Produkte auf den Märkten in den kroatischen und slowenischen Orten angeboten. Die Preisgestaltung war je nachdem, ob es sich bei den Kunden um In- oder Ausländer und Ausländerinnen handelte, sehr unterschiedlich. Auf diesen Märkten herrschte ein lebhaftes Treiben und Feilschen um die angebotenen Produkte, es war ein richtiges Volksfest mit Jahrmarktcharakter. Musik, Tanz und Ringelspiel sorgten für die Unterhaltung der Kinder und Erwachsenen. Die Kinder erfreuten sich an diesem Tag besonders an der Großzügigkeit der Eltern und durften sich bei den Stndlern Süßigkeiten und andere Kleinigkeiten kaufen (Schemitsch, 1985).

Eine willkommene Nebenerwerbsquelle und ein zugleich abwechslungsreiches sportliches Betätigungsfeld war in den ausgedehnten Buchen- und Eichenwäldern zu finden. Gemeint ist die Jagd nach den Siebenschläfern, die in der Gottschee als „Bilche“ bekannt waren. Gejagt wurde zur Herbstzeit. Begehrt war nicht nur das weiche, dunkle Fell der kleinen Tierchen, welches besonders in Wien einen geschätzten Absatzmarkt fand, auch ihr zartes Fleisch galt bei vielen Gottscheern als Köstlichkeit (Grothe 1931).

Zusätzliche Verdienstmöglichkeiten boten sich auch in der Forstwirtschaft, die in den Händen der Adelsfamilie Auersberg lag. Viele Männer fanden hier Anstellungen als Säge- und Forstarbeiter oder waren mit der Holzkohleherstellung beschäftigt (Wolfram, 1980.)

Eine weitere Einnahmequelle ergab sich durch den, schon oben erwähnten, Hausiererhandel. Die Händler zogen, nachdem die spätherbstliche Feldarbeit beendet war, mit ihren vollbepackten Bauchläden und Körben, die mit verschiedenen Südfrüchten, Leinwand, Gebrauchsartikeln aus Holz und vielem mehr gefüllt waren, nicht nur von Gasthaus zu Gasthaus oder von Dorf zu Dorf, um ihre Waren anzubieten, sondern sogar weit über die Grenzen des Landes hinaus. Die angebotenen Waren der Bauchladenhändler konnte man entweder direkt mit Geld kaufen oder man versuchte sie durch eine Art Glücksspiel („gerad oder ungerad“ oder „drei, fünf, sieben“) zu erwerben (Wolfram, 1980).

Die zum Verkauf angebotenen Waren, sofern sie nicht selbst erzeugt wurden, bezogen die Gottscheer von den größeren Hafenstädten, zum Beispiel aus Triest, oder aus den heimischen Geschäften. Zur Zeit der Sommersonnenwende kamen sie mit ihren ersparten Gewinnen aus dem Ausland zu ihren Familien zurück. Einige von ihnen blieben jedoch im Ausland und wurden zu tüchtigen Geschäftsleuten (Hauffen, 1895).

Um das Vieh auf der Weide kümmerte sich ein von der Gemeinde gemeinsam angestellter Dorfhirte. Dieser wurde abwechselnd von den einzelnen Bauern bzw. Bäuerinnen verköstigt. Am Tag wurden ihm Speck, Würste und Brot auf die Weide gebracht, am Abend durfte er dann im jeweiligen Bauernhaus essen. Die Jause, die vom Tage übrigblieb, erhielten Frau und Kinder des Hirten, die so indirekt über den Sommer hinaus von den Bauern und Bäuerinnen ernährt wurden (Schemitsch, 1985).

An Festtagen legte man besonderen Wert auf einen reichlich gedeckten Tisch. Neben Fleischgerichten mit Beilagen gab es noch Süßspeisen. Besonders beliebt war die Pwallitze (Pobolitsð), ein dünn ausgezogener Germteig mit einer Fülle aus Eiern, Butter, Zucker und Rosinen, der strudelförmig zusammengerollt und anschließend gebacken wurde (Stalzer, 2003). Zu Weihnachten war es Brauch, Nüßproat (Nußreindling) oder Pökshernlaischproat (Bockshörndlbrot aus den Früchten des Johannisbrotbaums) aufzutischen. Eine beliebte Fleischspeise, die für uns etwas gewöhnungsbedürftig erscheinen mag, war der „De Ville“. Hierbei handelt es sich um einen Schweinemagen, der mit Fleisch, Eiern, Brot und etwas Mehl gefüllt und anschließend gekocht wurde (Schemitsch, 1985).

6.2.2 Dorfgemeinschaft

Die noch heute innige Verbundenheit und die intensiven Kontakte der, über alle Kontinente hinweg verstreuten Gottscheer Landsleute, erklärt sich nicht zuletzt durch ihren ausgeprägten Gemeinschaftssinn und die tiefe Einbettung in die Dorfgemeinschaft der alten Heimat. Das dörfliche Leben von damals beschreibt Kaiser-Kaplaner (1993) als ein „Eingebundensein in traditionelle Rollen und genealogische Ketten“. Es herrschte ein gleichzeitiges „Nebeneinander – Miteinander – Gegeneinander“, das durch wirtschaftliche und soziale Regeln bestimmt wurde. Diese Regelsysteme dienen als Orientierungshilfen in Konfliktsituationen, geben Schutz, Halt und Geborgenheit. Natürlich bedeutete dies auch, dass die Privatsphäre dadurch stark zurückgedrängt wurde, da sich durch die engen nachbarschaftlichen Beziehungen weder positive noch negative Ereignisse verbergen ließen (Kaiser-Kaplaner, 1993, S. 33 ff.). Aber im Sinne der gemeinsamen Interessen ging „Gemeinnutz vor Eigennutz“. Tatsächlich war es so, dass ein Leben ohne dieses gemeinschaftliche Miteinander schwer möglich war. Besonders die Errichtung und Erhaltung der dörflichen Infrastruktur wäre ohne Eigenleistungen der Dorfbewohner und Dorfbewohnerinnen nicht finanzierbar gewesen (Schemitsch, 1985).

Außerordentlich heiter ging es, nach den Ausführungen von Kaiser-Kaplaner (1993) bei den Ernte- und Einlagerungsarbeiten der Wintervorräte zu. Diese Betätigung war meist der Jugend vorbehalten. Beim Maisschälen, Hirsereiben, Rübenstoßen oder Fisolenauslösen wurde nicht nur gesungen, getanzt, gegessen und getrunken, es kamen sich dabei auch so manche Pärchen näher. Die Kinder integrierten sich schon sehr früh in die harte Arbeitswelt der Landwirtschaft. Mädchen mussten, obwohl sie kaum das Volksschulalter abgeschlossen hatten, auf ihre kleineren Geschwister aufpassen oder andere, den Frauen zugeordnete Haushaltspflichten, übernehmen. Die Buben hingegen begleiteten ihre Väter zur Arbeit. Es war keine Seltenheit, dass die Kinder schon frühmorgens, vor Schulbeginn, in ihre Pflicht genommen wurden (Kaiser-Kaplaner, 1993).

Das gemeinschaftliche Zusammenwirken der männlichen Dorfjugend unterlag strengen Regeln und Gruppenzwängen. Erst ab dem 18. Lebensjahr durften die jungen, unverheirateten Männer, sofern sie als tauglich befunden wurden, der

Erwachsenengruppe beitreten. Wichtigster Ehrenkodex war das Schweigegebot. Nichts was in der Gruppe passierte, drang nach außen. Junge Männer aus anderen Dörfern waren keine gern gesehen Gäste im eigenen Dorf und des Öfteren Anlass für schlagkräftige Auseinandersetzungen (Wolfram, 1980).

6.2.3 Brauchtum

Der tiefe Bezug der Gottscheer Bevölkerung zur Katholischen Kirche spiegelte sich in nahezu allen Lebensbereichen wider. Der Glaube bestimmte den Tages- und Jahresablauf, die Feiertage, Feste und Bräuche. Er gab Kraft, Hoffnung, Geborgenheit und lieferte Antworten in kritischen Situationen. „Unter dem Zeichen des Kreuzes lebten, arbeiteten und liebten sie“ (Kaiser-Kaplaner, 1993, S. 37). So begann zum Beispiel die lebensnotwendige Feldarbeit mit den Worten „in Göttesch Num“ (in Gottes Namen). Der zum Teil parallel praktizierte Aber- und Naturglaube stellte keinen ernsthaften Widerspruch zur allgemeinen Frömmigkeit dar. Der Dienstag und der Freitag waren die sogenannten „Unglückstage“. An diesen Tagen sollten keine Trauungen stattfinden und keine Arbeit erstmalig begonnen werden. Auch der Glaube an den Einfluss von Tierkreiszeichen, Sternkonstellationen und an die Kraft des Mondes war stark verbreitet. Nach diesem richtete sich vor allem die Bepflanzung von Nahrungsmitteln. (Wolfram, 1980).

Da es den Umfang dieser Diplomarbeit sprengen würde auf alle Rituale und Bräuche näher einzugehen, werde ich in Folge nur einige wichtige skizzieren. Hierzu möchte ich auf die Ausführungen von Richard Wolfram (1980) verweisen, der in seinem Werk „Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee“ ausführlich darüber berichtet.

Ähnlich wie in Österreich herrschte in der Faschingszeit auch in Gottschee ein lustiges, ausgelassenes und närrisches Treiben. Es fanden von Musikanten begleitete Umzüge mit maskierten und verkleideten Beteiligten statt. Wesentlicher Unterschied war jedoch, dass an den Faschingsdonnerstagen auch gefeiert wurde. An diesen Tagen war der Tisch reichlich gedeckt, man servierte Würste, Selchfleisch, Krapfen, auch die „Pobolitsò“, der schon oben beschriebene Hefeteigstrudel, fehlte bei keinem Festmahl (N. N., 2004b). Zu Grabe getragen wurde der Fasching am Aschermittwoch, symbolisch durch das Verbrennen einer bekleideten Strohpuppe, die zuvor von einem Faschingsgericht verurteilt worden war (Wolfram 1980).

Zu Ostern trug die Dorfjugend am Palmsonntag bunt verzierte Palmbüsche in die Kirche zur Palmweihe. Nach der Weihe befestigte man die geweihten Zweige unter dem Dach. Aus einigen Zweigen wurden Kreuze gebunden, die an den Türen und auf den Feldern verteilt wurden. Dieses Ritual sollte vor Unwetter und Feuer, sowie vor bösen Versuchungen schützen (Högl, 2003).

Folgt man den Überlieferungen von Johann Herbst (2009) in der Gottscheer Zeitung, lassen sich auch bei den Osterbräuchen Gemeinsamkeiten mit den Bräuchen in Kärnten erkennen. Am Gründonnerstag flogen die Glocken nach Rom. Ihr Läuten wurde durch selbstgefertigte Ratschen ersetzt. Am Karsamstag liefen die Kinder zeitig am Morgen mit ihren getrockneten Schwämmen in die Kirche, um das Osterfeuer abzuholen. Sie brachten es schnell nach Hause, damit die Frauen an diesem Tag das geweihte Feuer im Herd für das Ostermahl anzünden konnten. Nachmittags spendete der Pfarrer bei den Auferstehungsfeierlichkeiten in der Kirche, vor der versammelten Gemeinde, den Segen. Die Kirchenglocken fingen wieder an zu läuten, nach einer feierlichen Prozession durch das Dorf weihte der Pfarrer in der Kirche die mit Würsten, Schinken, gefärbten Eiern und Osterbrot gefüllten Weihkörbe. Mit der Auferstehung ging die Fastenzeit zu Ende, die sehnlichst erwartete geweihte Osterjause schmeckte dadurch besonders gut (Herbst, 2009).

In die Zeit der sommerlichen Sonnwendbräuche fallen gleich mehrere Feste, wie das Fronleichnamfest, an dem große Prozessionen stattfanden. Bei der Sonnwendfeier (Shümitðn) entzündete man auf den Anhöhen ein Feuer, das man von Weitem schon sehen konnte und um das ausgelassen getanzt, gespeist und getrunken wurde („N. N.“, 2004a). Fichtenholzscheiben wurden dabei ins Feuer gehalten und anschließend, mit einem Spruch begleitet, in die Luft geworfen (Kaiser-Kaplaner 1993). In den Dörfern wurden bunt geschmückte Maibäume aufgestellt, es waren Fichten oder Tannen, die mehrere Wochen dort standen. Die Maibäume mussten bewacht werden, weil Burschen aus der Nachbarschaft bemüht waren, diesen zu stehlen oder umzuschneiden (Wolfram, 1980).

Am Johannistag war es Brauch, aus dem gelb blühenden Johanniskraut, aus Margeriten und Pappelweiden Sträuße zu binden und diese an Fenster und Türen anzubringen. Es wurden gleich viele Blüten angebracht, wie das Haus Bewohner und Bewohnerinnen hatte. Jede/r Bewohner/in bekam eine Blüte zugeordnet und wessen Blüte als erste verwelkte, so sagte das Orakel, wird als nächster in diesem Hause sterben (Hauffen, 1895).

Zur den Freuden der Sommersonnenwende gehörten aber nicht nur unzählige Feste und Bräuche, es war auch die Zeit in der die Männer, die sich über Monate im Ausland befanden um ihrer Hausierertätigkeit nachzugehen, heimkehrten und von ihren Familien freudig empfangen wurden (Hauffen, 1895).

An der Art der Gestaltung und an den Vorbereitungen zu den Weihnachtsfeierlichkeiten lassen sich besonders soziale Unterschiede in der Bevölkerung erkennen. Die Kinder von gut situierten Familien, dazu gehörten zum Beispiel die des Lehrers, des Kaufmannes, des Försters oder des Hausierers, durften sich unter der hohen, reich mit Süßigkeiten geschmückten Tanne über ihre Geschenke freuen. Ein großer Teil der weniger wohlhabenden Bauern und Keuschlern konnte sich, aus Ermangelung von Bargeld, nicht einmal einen Weihnachtsbaum oder Geschenke für die Kinder leisten. Stattdessen schmückte man den Herrgottswinkel in der Stube mit Tannenzweigen, Efeu und selbstgebastelten Schmuck (Kaiser- Kaplaner, 1993).

Was jedoch in keinem Haushalt fehlen durfte, war die Weihnachtskrippe, an deren Bau und Aufstellung die ganze Familie beschäftigt war (N. N., Gottscheer Zeitung, 2003). Der Weihnachtsbaum war in den Studien von Haufen (1895) im 19. Jahrhundert in der Krain und in der Gottschee noch unbekannt. Nach den Schilderungen von Wolfram (1980) wurde er erst um die Jahrhundertwende eingeführt. Entweder wurde er aus Platzmangel hängend an der Decke befestigt oder, wenn genügend Raum vorhanden war, in die Stube gestellt.

Eine kulinarische Besonderheit stellen die gebackenen Gebildebrote dar: Weit verbreitet war der „Shipling“, ein aus Brotteig mit Rosinen oder Nüssen gefüllter runder Kuchen, der mit einem aus Teig geflochtenen Kranz und einem Christkind verziert wurde. Gegessen

wurde der Shipling erst nach dem Dreikönigstag im Jänner. Alle Hausbewohner und auch das Vieh bekamen ein Stück davon (Krauland & Michitsch, 1993).

Ein anderes Gebildebrot war eine aus Germteig gebackene Taube, die man den Kindern am Weihnachtsabend nach dem Rosenkranzbeten schenkte (Wolfram, 1980).

6.3 Die Verbindungen zur alten Heimat heute

Gelebte Tradition

„Tradition bedeutet Weitergabe. Weitergeben kann man nur was man hat, was einem gehört [...]“ (N. N., 2004c, S. 10). Die Frage, die sich daraus für mich ableitet, ist: Was gehörte den Gottscheern nach ihrer Flucht noch? Angekommen sind sie in ihren neuen Heimaten nur mit dem, was sie am Leibe trugen. Betrachtet man es anders, trugen sie das, was es wert ist weiterzugeben, in sich: Einen unerschütterlichen Glauben an die Zukunft, die Kraft zum Neubeginn, ihren Dialekt, ihre Lieder, ihre Werte, ihre Erinnerungen und ihren ausgeprägten Gemeinschaftssinn, der sie über alle Grenzen hinweg bis heute verbindet.

Nach dem 2. Weltkrieg galt es nun, vorerst die Not der in Österreich ankommenden Gottscheer Flüchtlinge zu lindern und vermisste Angehörige wiederzufinden. Hierfür wurden Gottscheer Vereine in Graz, Wien und Klagenfurt gegründet, deren vorrangiges Ziel es war, soziale Hilfeleistungen anzubieten. Diese mussten aufgrund der verschiedenen Besatzungszonen selbstständig agieren. Als die Not der ersten Nachkriegsjahre langsam zu Ende ging und sich die Besatzungszonen auflösten, konnte das Netzwerk unter den einzelnen Vereinen enger geknüpft und damit neue Aufgaben in Angriff genommen werden. Nun ging es darum, das kulturelle Erbe aufrecht zu erhalten, Vermögensfragen zu klären und die verschiedenen Organisationen zusammenzuführen, um eine einheitliche und geschlossene Vorgehensweise, auch mit den Vereinen in anderen Ländern, zu organisieren. Am 14. August 1960 fand zu diesem Zwecke, im Zuge der 630 – Jahrfeier der Gottscheer Volksgruppe, die Gründung der „Arbeitsgemeinschaft der Gottscheer Landsmannschaft“ in Ulm an der Donau statt.

Abgesehen von den österreichischen und deutschen Vereinen schlossen sich auch die Gottscheer Relief Assoc. Inc., in New York und die Gottscheer Relief Assoc. in Toronto an, welche besonders in den Nachkriegsjahren die ankommenden Gottscheer in Übersee unterstützten. All diese Organisationen und viele andere Gottscheer Vereine führen bis

heute ein höchst aktives Vereinsleben und stehen untereinander im engen Kontakt (Michitsch, 1980).

Die Gottscheer Kulturwoche im Schloss Krastowitz bei Klagenfurt, die seit 1966 in der ersten Augustwoche durchgeführt wird, ist zweifellos ein Höhepunkt der oben erwähnten Vereinsaktivitäten. Aus der ganzen Welt treffen sich bei dieser Veranstaltung die ehemaligen Landsleute, Freunde und Freundinnen, Nachbarn, Verwandte und auch deren Nachkommen, die sich oft jahrzehntelang nicht mehr gesehen haben und sich hier in „gotscheebarisch“ (in der Gottscheer Mundart) begrüßen und unterhalten können. Ein dicht gedrängtes Programm ist über eine ganze Woche hinweg verteilt. Es werden Wallfahrten, Ausflüge nach Gottschee und zu anderen Kulturstätten organisiert, Vorträge gehalten oder am Kirchtage fröhlich das Tanzbein geschwungen (Petschauer H., 1980).

Als wichtiges Sprachrohr und Verbindungsglied unter den Landsleuten fungiert die „Gottscheer Zeitung“, die 1904 erstmals unter dem Namen „Gottscheer Bote“ erschien. Herausgegeben wird sie von der Gottscheer Landsmannschaft in Klagenfurt und von dort weltweit, in über 18 Staaten, an die interessierten Gottscheer und Gottscheerinnen weitergeleitet. Diese Zeitung, die monatlich erscheint, berichtet über aktuelle Ereignisse aus der alten Heimat, Vereinsaktivitäten und Kulturveranstaltungen, sie erinnert an alte Bräuche und Traditionen und informiert über das Leben und die Schicksale der ehemaligen Landsleute und deren Nachkommen (Michitsch, 2004).

Eine ähnliche Funktion hat die in Graz-Mariatrost beheimatete Zeitung „Gottscheer Gedenkstätte“. Diese erscheint nach Bedarf und wird von dem gleichnamigen Verein herausgegeben. Schon vier Jahre nach Vereinsgründung (1963) gelang es diesem Verein, mittels Spenden, eine eindrucksvolle Gedenkstätte in Graz-Mariatrost zu errichten und damit nachhaltig ein kulturelles Zentrum mit Kirche, Museum und Veranstaltungsräumen zu installieren („N. N.“ 2011).

7 Historischer Überblick bis 1945

Die Besiedlung der Gottscheer Volksgruppe in der Krain (Slowenien) stand im engen Zusammenhang mit dem dort herrschenden Patriarchat von Aquileia und dem Kärntner Grafengeschlecht der Ortenburger, die Lehensträger weiter Gebiete in der Krain waren. Graf Otto von Ortenburg verwaltete von 1336 bis 1370 Teile dieses spärlich besiedelten, landschaftlich kargen und unwegsamen Gebietes. Er war bestrebt dieses Gebiet nutz- und fruchtbar zu machen und seine Grenzen zu schützen. Hierzu bemühte er sich deutsche Siedler, vorwiegend aus Kärnten und Osttirol, in geringerer Anzahl auch aus Süddeutschland, ins Land zu holen (Hauffen, 1895).

Es kamen kräftige Bauernburschen, die in der Erbfolge unberücksichtigt blieben, um sich in der neuen Heimat eine freie und unabhängige Existenz zu schaffen. Erleichtert wurde die Entscheidung zur Auswanderung durch ein Waldgesetz der Ortenburger, welches den Siedlern Freiheit und Besitz versprach. Wer sein Land „neun Jahre und einen Tag“ bewirtschaftet hatte, durfte diesen Besitz sein Eigen nennen (Gauß, 2001, S. 63).

Die erste urkundliche Erwähnung, die bezeugt, dass eine Besiedlung in diesem Gebiet stattgefunden hatte, findet sich in einem Schreiben, vom 1. September 1339, des Patriarchen Bertrand von Aquileia an den Grafen Otto von Ortenburg. Der Patriarch erteilt darin die Erlaubnis, einen Priester, für die in Mooswald erbaute Kapelle, einsetzen zu lassen. (Hauffen, 1895).

Um 1420 hinterließen die Ortenburger die Früchte ihrer bi-ethnischen Siedlungsphase und die damit aufstrebenden Ländereien und Besitztümer den Grafen von Cilli. Es folgte nach dem Tod des Grafen Ulrich II. ein Machtwechsel an das Hause Habsburg (Kaiser-Kaplaner 1993).

Die von den Ortenburgern hinterlassenen stabilen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturen in der Krain wurden mit den veränderten Machtstrukturen aufgelöst. Es war die Zeit der „Verpfändungen, Teilzahlungen und Zerstückelungen des alten Besitzes“ (Baum, 1981, S. 120). Die dort herrschenden Adelsfamilien verlangten von den Siedlern

hohe Abgaben ohne dafür Gegenleistungen zum wirtschaftlichen und sozialen Fortschritt zu erbringen (Gauß, 2001).

Zusätzlich schwächten die im 15. Jahrhundert einfallenden Türken, die über den Balkan heraufzogen, das Land nachhaltig über 200 Jahre hinweg. Es gab keinen Ort in der Krain, der nicht von Plünderungen, Raub, Verschleppungen und Flammen verschont geblieben ist. Aufgrund der vollkommenen Verarmung der Bevölkerung erließ Friedrich III. im Jahre 1492 das Hausiererpatent. Er erteilte damit das Recht, mit selbstgefertigten Heimarbeiten in den Kronländern Handel zu betreiben (Kaiser- Kaplaner, 1993).

Die wirtschaftliche Not brachte die Gottscheer Bauchladenkrämer bis weit über die Grenzen hinaus. Die Männer mussten hierfür ihre Frauen und Kinder für Monate alleine zurücklassen und so mussten die Frauen die Hauptlast der meist bäuerlichen Arbeit und die Versorgung der Kinder alleine tragen. Die Tradition des Haussierens war für einige Gottscheer noch bis ins 20. Jahrhundert eine Erwerbsgrundlage, um ihre Familien ernähren zu können (Schemitsch, 1985).

Die soziale und wirtschaftliche Unterdrückung, die Ausbeutung der Bevölkerung von Seiten der Habsburger und die immer größer werdende Not und Unzufriedenheit gipfelte im 16. Jahrhundert mit einem gewaltigen Bauernaufstand, der sich von der Krain über Kärnten bis in die Steiermark ausdehnte (Hauffen, 1895).

Hösler (2006, S. 44) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass hierbei Deutsch- und Slawisch sprechende Bevölkerungsgruppen gemeinsam mit ihrer „zweisprachigen Artikulation der Forderungen“ auf die Barrikaden gingen.

Ludwig Kren versucht hierzu einen zusammenfassenden Eindruck der Zeit wiederzugeben: „Was für eine Zeit! Ständig drohte der mordende, plündernde Türke, der Kaiser verlangte Geld für die Abwehr, die Grundherren versuchten, es aus den Untertanen herauszupressen, ständiger Wachdienst bei den Kreithfeuern, was Wunder, daß [sic!] das Faß [sic!] übervoll war“ (Kren, 1980, S. 154).

1623 wurde Gottschee zur Grafschaft erhoben und in den Folgejahren käuflich von dem Grafengeschlecht Auersberg erworben und schließlich zum Herzogtum (1792) erhoben

(Grothe 1931). In dieser Zeit, die drei Jahrhunderte unter der Herrschaft der Familie Auersberg stand, entwickelte sich ein „angenehmes Verhältnis zwischen Herrn und Untertan“, das Adelsgeschlecht verzichtete auf überhöhte Forderungen gegenüber den Bauern und legte den Schwerpunkt ihrer Einnahmen auf den Ertrag aus ihrer eigenen Waldwirtschaft (Jonke, 1930, S. 45).

Hinsichtlich der Bevölkerungszahl gibt es 1745 erstmals in der Literatur übereinstimmende demografische Daten. In dem rund 870 km² großen Gottscheerland mit den Pfarren Gottschie, Rieg, Mösel, Nesselstal und Tschermoschnitz werden insgesamt 9.079 Einwohner gezählt (Kaiser-Kaplaner, 1993).

Anfang des 19. Jahrhunderts mussten sich die Krain und damit auch die Gottscheer Volksgruppe erneut zur Wehr setzen, als dieses Gebiet unter Napoleon, zusammen mit Teilen Südkärntens, Osttirols und des Küstenlandes, in die Provinz Illyrien eingegliedert wurde. Wieder zwang man das Volk überhöhte Abgaben zu zahlen, die ihre Existenz gefährdeten, Kriegssteuern und Zwangsrekrutierungen kamen hinzu. Erneut kämpften Slowenisch und Deutsch sprechende Bauern Seite an Seite gegen die Unterdrücker, die jedoch diesen Aufstand mit militärischer Härte niederschlugen (Hösler, 2006).

1813 übernahmen die Habsburger die Vorherrschaft in diesem Gebiet. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichte der Deutsch sprechende Bevölkerungsstand in der Sprachinsel Gottschie mit 26.700 Personen seinen Höhepunkt. Auch das wirtschaftliche und kulturelle Leben blühte, dank einer intensiven Holzwirtschaft, kurz auf. Die Errichtung eines Eisenwerkes, einer Ziegelei, einer Glashütte und einigen Textilfabriken zeigten über die Jahre hinweg leider nicht den erhofften wirtschaftlichen Erfolg. Gleichzeitig setzte eine verstärkte Auswanderung, besonders nach Amerika, ein. Der Bevölkerungsstand verringerte sich bis zum Jahr 1921 auf 12.680 Gottscheer. Es war vor allem der jüngere Teil der Bevölkerung, den es in die Ferne zog. Ihnen war die Heimat zu eng geworden. Die Hoffnung auf bessere Lebensbedingungen und Freiheit, Abenteuerlust und das Vorbild der schon vorangegangenen Mitbürger und Mitbürgerinnen, die einen scheinbar höheren Lebensstandard aufweisen konnten, waren maßgeblich an dem Entschluss die Heimat zu

verlassen beteiligt (Kaiser- Kaplaner 1993). Besonders Kleinbauern und Keuschler erhofften sich durch die Auswanderung einen sozialen Aufstieg (Frensing, 1970).

Mit dem Zerfall der Monarchie nach dem 1. Weltkrieg wurde Gottschee 1918 in den neu gegründeten SHS-Staat (Serbien, Kroatien und Slowenien) eingegliedert. Die deutsche Bevölkerung musste sich mit tief einschneidenden Veränderungen abfinden. Das Konfliktpotential gegenüber den slawischen Nachbarn verstärkte sich zunehmend. Ein verzweifelter Versuch, aus dem Gottscherland eine eigene Republik unter amerikanischen Protektorat zu machen, scheiterte kläglich. Der Schutz der USA wurde auch deshalb in Erwägung gezogen, weil ein großer Teil der Bevölkerung durch Emigration dort ihre zweite Heimat gefunden hatte (Baum, 1981).

Hauptangriffspunkt, der für die Gottscheer so negativen Veränderungen, war eine radikale Slowenisierung in den deutschen Schulen. Deutsch als Unterrichtssprache sollte der slowenischen Sprache weichen. Das 1872 gegründete Deutsche Gymnasium wurde eingestellt, deutsch sprachige Lehrer und Lehrerinnen durften in den Schulen nicht mehr unterrichten. Entweder man schickte sie in Pension oder sie verließen das Land und fanden in Österreich, hauptsächlich in Kärnten und der Steiermark, eine neue Arbeit. Zwar konnte die Unterrichtssprache Deutsch wegen der internationalen Verträge nicht ganz aufgehoben werden, es fanden sich jedoch Mittel und Wege diese Verträge geschickt durch Volkszählungen und Klassenteilungen zu umgehen. So wurden Kinder aus Mischehen oder mit einem slowenischen Nachnahmen, gegen den Willen der Eltern, automatisch zum slowenisch sprachigen Unterricht angemeldet (Grothe, 1931).

Abgesehen von diesen Restriktionen, löste die neue Regierung alle deutsch sprachigen Vereine auf. Ausgenommen waren die der Feuerwehren, deren Kommandosprache aber Slowenisch wurde. Man entthob deutsche Staatsbeamte aus ihren Ämtern und schränkte den Grunderwerb für die Deutsche Minderheit in Slowenien drastisch ein (Karner 1998), sogar deutsch sprachige Klosterfrauen wurden durch slowenisch sprachige ersetzt (Frensing, 1970).

Eine leichte Phase der Entspannung spürte man um die 600-Jahrfeier der Gottscheer Sprachinsel im Jahre 1930. Dies geschah mitunter durch das diplomatisch geschickte

Wirken einiger Volksvertreter der Gottscheer Minderheit in der neu gegründeten Staatspartei. Vereine konnten teilweise wieder gegründet werden, nach und nach entstanden auch wieder neue Ortsgruppen (Frensing, 1970).

Die 600-Jahrfeier in der Stadt Gottschee, bei der eine große Gästeschar aus Jugoslawien, Österreich, Deutschland und sogar aus Amerika teilnahm, sollte einerseits die deutsche Volksgruppe und ihre Kultur in Slowenien stärken, andererseits stand diese aber auch unter dem Zeichen der Annäherung und Eintracht zwischen den beiden Volksgruppen. Die Gottscheer bekundeten hierbei ihre Loyalität zum Jugoslawischen Staat, „gekoppelt mit dem Recht auf das eigene Volkstum“ (Frensing, 1970, S. 12).

Beispielgebend dafür ist das Gedicht des Gottscheer Pfarrers Josef Erker anlässlich dieses Jubiläums (1931, S. 187):

„Wir wollen gute Bürger sein,
Man möge uns nicht hassen.
Gottscheer Land, die Heimat klein
Muss man uns deutsch belassen“.

Dieses Stimmungsbild könnte den Eindruck erwecken, dass ein solides Fundament gegenseitiger Annäherung entstanden ist, aus der die Grundlage für ein friedliches Miteinander beider Volksgruppen für die Zukunft genährt werden könnte. Der aufkeimende Nationalsozialismus, Hitler und seine Mitläufer ließen jedoch das zukünftige Kapitel der Geschichte anders ausgehen.

Tatsächlich war, nach Frensing (1979), die Lage in Gottschee zu dieser Zeit durch eine starke Abwanderung und der Weltwirtschaftskrise belastet. Die finanzielle Unterstützung von Seiten der amerikanischen Auswanderer verringerte sich und schwächte damit auch die wirtschaftliche Situation der Bevölkerung. Eine einheitliche Führung der Volksgruppe mit gemeinsamen wirtschaftlichen und politischen Zielen ließ sich kaum verwirklichen oder erschöpfte sich im Kleinkrieg mit den slowenischen Behörden. Viel bedrohlicher wirkte sich jedoch der aufkeimende Nationalsozialismus auf das Stimmungsbild aus, der alles Deutsche in Jugoslawien suspekt erscheinen ließ. Die Gottscheer mussten kollektiv dafür büßen. Wieder wurden deutsche Schulklassen aufgelöst, Beamte, Lehrer und

Lehrerinnen entlassen und Enteignungen durchgeführt. Es ist nicht verwunderlich, dass besonders die Jugend auf die Propaganda der Nationalsozialisten hereinfließ, die geschickt ihre Ideologie in der abgekapselten Sprachinsel verbreiten konnten. Ziele waren vor allem Studenten und junge Bauern, die das neue „Großdeutsche Gedankengut“ annehmen und erfolgreich verbreiten sollten. Mitglieder der Deutschen Studentenschaft erschienen in Gottschee und errichteten Schulungslager. Man schickte Gottscheer Jungbauern zu langen Weiterbildungskursen nach Deutschland, wo sie in der scheinbar entspannten Atmosphäre bei Heimat- und Kulturabenden verführt und überzeugt wurden, das nationalsozialistische Gedankengut zu verinnerlichen, ohne zu bemerken, dass hierbei der Heimatbegriff dazu missbraucht wurde, um ganz unmerklich und nebenbei neue Mitläufer zu rekrutieren. Die verzweifelten Versuche Andersdenkender und kritischer Betrachter, es waren vor allem ältere Gottscheer und Gottscheerinnen, sich von dieser Haltung zu distanzieren und ihre Loyalität zum slowenischen Staat des Friedens Willen zu bekunden, führten ins Leere. Es ist es nur verständlich, dass all diese Faktoren unweigerlich zu großen Konflikten im Zusammenleben zwischen Slowenen und Gottscheern, aber auch innerhalb der Volksgruppe selbst, führten (Frensing, 1979).

7.1 Die Umsiedlung

Nach dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht 1941 teilte man Jugoslawien zwischen den Achsenmächten (Deutschland, Italien und ihren Verbündeten) auf. Der nördliche Teil Sloweniens wurde an die Steiermark und an Kärnten angeschlossen, der südliche Teil und somit auch Gottschee, stand unter italienischem Hoheitsgebiet (Karner, 1998). Italienisch wurde, neben Slowenisch, zur zweiten Amtssprache, deutsche Aufschriften durch italienische ersetzt (Kaiser-Kaplaner, 1993).

Die Enttäuschung der Gottscheer, die sich aus Hoffnung auf bessere Zeiten zum deutschen Volkstum bekannten und auf den Anschluss ans Deutsche Reich hofften, war grenzenlos (Erker, 1992). Doch während sich die Gottscheer noch an der Enttäuschung und an den Konflikten mit Slowenen und Italienern zermürbten, hatte die

Nationalsozialistische Führung, unter dem Motto „Heim ins Reich“, längst andere Pläne (über ihre Köpfe hinweg) geschmiedet: Himmler teilte am 20. April 1941 der Gottscheer Führung mit, dass die geschlossene Volksgruppe sich in Zukunft an der Südostgrenze des Deutschen Reiches als Wehrbauern zu bewähren habe (Frensing, 1970).

Die Gottscheer wurden zum Spielball der „ethnischen Flurbereinigung“ in der nationalsozialistischen Umsiedlungspolitik. In der Gottschee, die an Italien abgetreten wurde, hatten sie nun keinen funktionellen Wert mehr. Ihr deutsches Blut sollte nun woanders fließen, das deutsche „Menschenmaterial“ wurde woanders gebraucht (Frensing, 1970, S. 150). Gemeint war damit die Aussiedlung der Gottscheer Volksgruppe in die ins „Reich“ eingegliederte slowenische Untersteiermark, an der Grenze zu Kroatien, in das sogenannte „Ranner Dreieck“, wo sich die Flüsse Save und Sotla treffen. Es ist das Gebiet mit den bekannten Orten Gurkfeld (Krško) und Rann (Brežiče). Auch andere Volksdeutsche aus dem Balkan- und dem Schwarzmeergebiet siedelten sich, mehr oder weniger unfreiwillig, in Slowenien an (Karner, 1998, S. 74).

Gleichzeitig sollten in diesem Gebiet ein Teil der dort lebenden eindeutschungsfähigen Slowenen und Sloweninnen gegen ihren Willen nach Deutschland umgesiedelt werden. Diesen versicherte man, dass sie ihr Hab und Gut mitnehmen dürften und dass ihnen im Altreich ein adäquater Besitz zugesprochen werde. In Wirklichkeit bekamen sie keinen Grund und Boden, sondern mussten stattdessen in Lagern hausen und anschließend als Hilfsarbeiter in der Industrie arbeiten. Der ursprüngliche Plan Hitlers war es, die eingedeutschten und zwangsumgesiedelten Slowenen und Sloweninnen in die noch zu annektierenden Ostgebiete umzusiedeln, nachdem die dort ansässige Bevölkerung vertrieben worden war. Jene, die sich offen gegen das Deutschtum bekannten, wurden nach Kroatien oder Serbien abgeschoben (Erker, 1992).

Karner bringt diesen absurden Plan auf den Punkt: „Die Slowenen wurden also aus ihrer Heimat vertrieben, weil man auf ihre Besitzungen andere angesetzt hatte und sollten jetzt wieder auf Besitzungen kommen, von denen man die rechtmäßigen Eigentümer noch zu verjagen hatte“ (Karner, 1998, S. 100).

Am 20. April 1941 teilte man der Gottscheer Volksgruppenleitung den Befehl zur Umsiedlung mit. Das einfache Volk musste jedoch zuerst durch eine geschickte

Propaganda von diesem Schritt überzeugt werden. Widerstände und Bedenken wurden durch Drohungen oder überzeugende Argumente zerstreut. Gerüchte wurden verbreitet, dass die Gottscheer, wenn sie nicht aussiedelten, von den Italienern nach Abessinien verfrachtet werden würden (Kren, 2010).

Der Heimatbegriff der Gottscheer fand durch die Nationalsozialisten eine neue Interpretation: Heimatliebe sollte sich nicht mehr auf das Gottscheerland beziehen, das wäre nur eine falsch verstandene „Gefühlsduselei“. Die neue Heimat ist das „ganze große Deutsche Reich“ (Frensing, 1970, S. 73 f.).

Während die jüngere Generation sich eher für Hitlers Pläne begeisterte, gab es von Seiten der älteren Generation doch vielfachen Widerstand. Dieser wurde mit Drohungen klein gehalten. So hieß es zum Beispiel, dass die in Gottschee verbleibenden Landsleute von den Italienern nach Süditalien oder sogar in Konzentrationslager verfrachtet werden würden. Die Umsiedlungspropaganda zeigte eine nachhaltige Wirkung, sodass schlussendlich 97% der Bevölkerung für die Umsiedlung optierte (Ferenc, 1993).

Abgesehen von den Massenausiedlungen der Slowenen und Sloweninnen nach Deutschland, rund 37.000 wurden in 150 Lagern in Deutschland untergebracht (Ferenc, 1993), der Zwangsumsiedlung der Gottscheer und anderen Volksdeutschen, zog die nationalsozialistische Politik einen unglaublichen Hass gegenüber den deutschsprachigen Volksgruppen, vor allem von Seiten der Tito Partisanen, nach sich. Die Folgen waren Terror, Mord, Vertreibung, Flucht, die Zerstörung und der Verlust der Heimat einer über 600 Jahre bestehenden Gottscheer Volksgruppe in Slowenien, die hier nur als kleines Beispiel für 100.000ende Vertriebene anderer Volksgruppen dieser Epoche stehen (Karner, 1998).

Der erste Umsiedlungstransport in das Ranner Dreieck erfolgte am 14. November 1941 nach Gurkfeld, dem heutigen Krško (Frensing, 1979). Aus Erzählungen geht hervor, dass viele Menschen, selbst als sie schon im Zug saßen, nicht genau wussten wohin die Reise gehe. Insgesamt wurden 94,58 % der Gottscheer in die Untersteiermark umgesiedelt. Nur wenige, rund 380 Personen, blieben in der Gottschee zurück. Sie bekamen die

Unterdrückung der dort ansässigen Machthaber zu spüren oder wurden Opfer von Überfällen und Verschleppungen. Es herrschte ein bitterer Kampf zwischen den italienischen Besatzern, den zurückgebliebenen Deutschen und den Partisanen. Dörfer wurden menschenleer, Gebäude und Kirchen niedergebrannt und zerstört. Zu Kriegsende fielen noch Bomben, abgeworfen von der britischen Armee, auf Gottschee nieder (Kaiser-Kaplaner, 1993).

Die Organisation der Umsiedlung lag in den Händen der Deutschen Ansiedlungsgesellschaft (DAG), die wiederum der Deutschen Umsiedlungs-Treuhand-GmbH (DUT) in Berlin unterstellt war und in deren Hände auch das hinterlassene Vermögen gegeben wurde. Außer persönliche Gebrauchsgüter und Mobiliar durfte man nur ein wenig Vieh mitnehmen. Die Enttäuschung der umgesiedelten Gottscheer bei der Ankunft war groß. Der Winter stand bevor, die Lebensmittel- und Brennholzversorgung war knapp, es herrschte ein großes organisatorisches Chaos. Die Versprechungen der Umsiedlungsbevollmächtigten der Deutschen Umsiedlungs-Treuhand-GmbH (DUT), dass jeder einen ähnlichen Besitz erhalten würde, wie er ihn in Gottschee zurücklässt, und dass die Volksgruppe geschlossen angesiedelt werde, ja sogar die gleiche Nachbarschaft erhalten werde, wurden größtenteils nicht umgesetzt. Stattdessen verfrachtete man die neuen Siedler und Siedlerinnen nach ihrer Ankunft wahllos in verschiedene Ortschaften. Die Zuweisung der Häuser empfanden die neuen Siedler und Siedlerinnen als ungerecht. Viele, die zuvor in schönen Bauernhöfen oder Wirtschaften gewohnt hatten, waren nun mit ihren Kindern in armseligen Häusern untergebracht. Umgekehrt kam es vor, dass arme Keuschler viel mehr bekamen, als sie zurückgelassen hatten (Schieder, 1961).

Die Tatsache, dass aus den neu bezogenen Häusern zuvor die slowenischen Eigentümer und Eigentümerinnen vertrieben oder zwangsweise ausgesiedelt worden waren, führte zu großen moralischen Bedenken und Schuldgefühlen. Kaiser-Kaplaner zitiert eine Zeitzeugin, die eindrucksvoll das verzweifelte Stimmungsbild wiedergibt:

„Da waren noch Slowenen dort, wie wir hingekommen sind. [...]. In dem ersten Haus, wo die Eltern dann angesiedelt worden sind, waren die Betten noch warm, wo sie die Leut mit Lastwägen weggeführt haben. Einen

Lastwagen haben wir noch gesehen, wie sie die Leut hinaufgeschmissen haben, und wie er niedergekniet ist und gebeten hat, sie sollen ihn daheim lassen und sie fügen sich dem Deutschen Reich, dem Deutschen Gesetz, sie möchten nur daheim bleiben. Und sie haben bitterlich geweint. Da haben sie sie gepackt und hinaufgeschmissen auf die Lastwägen und weggebracht“
(Kaiser-Kaplaner 1993, S. 109).

Zusätzliche Gefahren ergaben sich durch Raubüberfälle, Entführungen und sogar Ermordungen durch deutschfeindliche Organisationen. Zum Schutz wurden „Wehrmannschaften“ gebildet, die jedoch die Bevölkerung nur unzureichend schützen konnte (Kaiser-Kaplaner, 1993).

Insgesamt wurden, neben anderen deutschen Bevölkerungsgruppen, ungefähr 11.800 Gottscheer in der Untersteiermark angesiedelt, um die 300 blieben in ihrer alten Heimat zurück (Erker, 1992).

7.2 Die Flucht

Schieder (1961) belegt, dass der Aufbruch zur Flucht im Frühjahr 1945 viel zu spät begann. Es gibt Einzelfälle, die schon ab Herbst 1944 voll gepackte Kisten nach Österreich versendet haben, um etwas von ihrem Hab und Gut zu retten. Erst Anfang Februar 1945 begannen allmählich die Vorbereitungen für eine eventuelle Flucht. Es wurden Trecks organisiert, mit denen Kinder, Frauen, alte Leute, Vieh und Gepäck transportiert werden konnten. Gewartet wurde mit dem Befehl zur Flucht bis zum bitteren Ende. Erst als sich die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 verbreitete, musste plötzlich alles losziehen. Ochsen- und Pferdegespanne wurden eiligst beladen, um das Nötigste noch zu retten. Auf den Straßen war ein Weiterkommen schwer möglich. Die Wege waren überfüllt mit Menschen, Militärautos und Fuhrwerken, auch Flüchtlinge anderer Volksgruppen reihten sich in die Kolonne mit ein. Immer wieder waren Schüsse, Sprengungen und der dröhnende Lärm von Flugzeugen zu hören. Wer Feind oder Freund war konnte nur schwer unterschieden werden. Einige versuchten mit der Eisenbahn an die österreichische Grenze zu kommen. Sie hatten keine Chance mehr. Die Züge wurden aufgehalten, die Flüchtlinge heraus getrieben, ihrer Habseligkeiten beraubt und anschließend in Straflagern interniert. Diejenigen, die nicht gefangen genommen wurden, mussten ihre Flucht zu Fuß antreten. Der Alltag im Lager, die berüchtigtsten und gefürchtetsten davon waren die Lager Sterntal und Tüchern, war geprägt von Hunger, Krankheit (Typhus und Ruhr), Zwangsarbeit, Folter und Tod. Liest man die Erlebnisberichte der damals inhaftierten, überlebenden Zeitzeugen, findet man, abgesehen von den Gaskammern, die nicht installiert waren, Ähnlichkeiten zu den von den Nationalsozialisten errichteten Konzentrationslagern (Schieder, 1961).

Den Flüchtlingen, die mit ihren vollbepackten Fuhrwerken in Richtung Österreich drängten, blieb bei ihrer Ankunft nur noch das, was sie am Leib hatten. Die Tage und Wochen der Flucht waren beherrscht von Hunger, Krankheit, Demütigung, Tod und Verzweiflung. Familienmitglieder verloren sich im Gedränge auf den überfüllten Fluchtwegen aus den Augen. Bei den Partisanenüberfällen wurde alles abgenommen; die Pferdewägen, Essbares, Geld, Schmuck, Kleider und sogar Urkunden und Papiere.

Weigerte man sich, wurde man geschlagen und mit vorgehaltenen Waffen bedroht (Schieder, 1961).

Nicht jedem gelang die Flucht nach Österreich. Viele Menschen wurden abgeführt, erschossen oder in eines der gefürchteten Straflager gebracht, von denen sie später nach Österreich abgeschoben worden sind (Erker, 1992).

An dieser Stelle möchte ich betonen, dass das Leid im Krieg auch für die sogenannten „Feinde“ nicht anders aussah: Auch die Partisanen erfuhren unendliches Leid in den für sie zugewiesenen Lagern, auch sie litten an Hunger, Kälte, Demütigungen, Angst, Verfolgung, Deportationen und betraueren den Tod ihrer Angehörigen. Auch für sie wurde der Wald zugleich zum Zufluchtsort und zur Hölle, in dem sie gejagt wurden wie ein Stück Wild. Auch sie beteten in ihrer ausweglosen Verzweiflung zum selben Gott und standen bei Kriegsende vor dem Nichts. Diese Tatsache beschreibt Maja Haderlap (2011): eindrucksvoll in ihrem Roman „Engel des Vergessens“:

„Als er am Ende des Krieges aus dem Jugendlager Moringen zurückgekehrt ist, war alles verändert; das Haus abgebrannt, der Stall geplündert, die halbe Verwandtschaft umgebracht, die Mutter krank von den Partisanen zurückgekehrt. Man musste zuerst anfangen, im neuen Leben das alte zu vergessen [...] (Haderlap, 2011, S. 215 f.).

Das Ende des 2. Weltkrieges bedeutete auch das Ende der deutschen Volksgruppen in Slowenien. Es war der Beginn der großen ethnischen Säuberungsaktionen und Enteignungen gegenüber den verbleibenden Volksdeutschen im Lande. Durchgeführt wurden diese mittels Massen -Internierungen, -Liquidierungen und -Deportationen ins Ausland, darunter waren viele arbeitsfähige Männer, die in Ungarn oder in der Sowjetunion zur Zwangsarbeit verpflichtet wurden (Karner, 1998).

Die Enteignung des Vermögens fußte auf den schon 1944 beschlossenen AVNOJ – Verträgen (Antifaschistischer Rat der Volksbefreiung Jugoslawien), welche die „gewaltsame Enteignung der deutschsprachigen Volksgruppe sowie ihre Degradierung zu recht- und besitzlosen, unerwünschten Nicht-mehr-Bürgern des Staates“ festlegte

(Karner, 1998, S, 125). Mit anderen Worten ausgedrückt waren die Gottscheer nun besitzrechts- und staatenlos, man könnte sagen, dass sie für „vogelfrei“ erklärt wurden.

7.3 Was am Ende übrig blieb

„Der Wald nimmt es sich von Jahr zu Jahr mehr zurück. Wo noch vor weniger als 40 Jahren die Gottscheer Dörfer mit ihren Kirchen in voller Schönheit standen, ist heute nichts als Wald. Am Anfang war der Wald. Am Ende ist wieder Wald“ (Petschauer, Erich, 1980 a, S. 177).

Mit diesen Worten endet sehr treffend das letzte Kapitel im Jahrhundertbuch der Gottscheer von Erich Petschauer (1980).

Vergleicht man den Waldanteil in der Gottschee, der im Jahr 1886 bei 41,4 % lag, mit dem von 1972 (82 %), so erkennt man, dass sich die Waldfläche in dieser Zeit beinahe verdoppelt hat (Ferenc, 1993). Der Wald spielte seit Beginn der Ansiedlungen für die Gottscheer eine der wichtigsten Lebensgrundlagen. Nicht umsonst wurden die Gottscheer als Waldmenschen bezeichnet. Er war die wichtigste Existenzgrundlage, sorgte für Schutz, Behausung, Nahrung und sicherte die wirtschaftlichen Erträge. Stets bemühte man sich das ökologische Gleichgewicht aufrechtzuerhalten (Lipowitz, 1980).

Die einst für den Ackerbau genutzten und mühsam aber schonend gerodeten Flächen wurden vom Wald zurückerobert. Schmerzlicher als der Verlust von Ackerflächen war jedoch die Ausrottung und Vernichtung der Dörfer, die mit der Zeit ebenfalls unter den urwaldähnlichen Überwucherungen begraben wurden. Die Gottscheer Sprachinsel bestand ursprünglich aus 167 Dörfern und Siedlungen, nur 55 davon blieben mehr oder weniger gut erhalten. Wenn ehemalige Bewohner und Bewohnerinnen und deren Nachfolgegenerationen, noch gibt es Personen, die dort geboren sind, ihre alte Heimat besuchen, ist es in diesem unwegsamem Gelände schwer, die Orte der Kindheit zu finden.

Die noch erhaltenen Siedlungen und Dörfer veränderten in den Nachkriegsjahren ihr Ortsbild. Neue Menschen zogen ins Land. Die Regierung plante in den Wiederaufbaujahren ein Musterbeispiel sozialistischer Landwirtschaft, das jedoch niemals fruchtete. Die zuvor besiedelten Häuser standen schon einige Jahre später wieder leer. Insgesamt konnte man in den Nachkriegsjahren eine vernichtende Tendenz gegenüber dem Gottscheer Kulturerbe feststellen. Ziel des Angriffes waren vor allem Kirchen, Bildstöcke und Friedhöfe. Von den 123 Kirchen, die zur Zeit der Umsiedlung noch gezählt worden waren, blieben nur 27 übrig. Wenn sie nicht schon in den Kriegsjahren zerstört und verbrannt wurden, benutzte man sie nach Kriegsende als Baumaterial für Renovierungsarbeiten oder Neubauten (Ferenc, 1993).

7.4 Die Frage nach der Notwendigkeit der Umsiedlung

Nicht selten wurden die umgesiedelten Gottscheer Landsleute in den Jahren nach dem Krieg mit Fragen und Bedenken über die Notwendigkeit der Umsiedlung konfrontiert. Es wurden sogar Stimmen laut, die ihnen Feigheit vorwarfen, weil sie Gottschee verlassen und sich noch dazu in einem Gebiet neu angesiedelt hatten, aus dem andere Menschen vertrieben wurden. Besonders hart schmerzt dieser Vorwurf dann, wenn die Kritik aus den Reihen eigener Landsleute kommt, die schon lange vor 1941, aus rein wirtschaftlichen Gründen, die alte Heimat verlassen haben, um woanders ein besseres Leben zu führen. Argumentiert wird auch damit, dass die wenigen, die sich weigerten umzusiedeln und in Gottschee blieben, zum Großteil noch am Leben sind. Die deutsche Volksgruppe wäre demnach noch, abgesehen von einigen Verlusten, nach dem Krieg geschlossen in der Gottschee beheimatet. Entkräftet werden diese Vorwürfe dadurch, dass die überwiegende Mehrheit, hätte sie sich nicht zur Umsiedlung entschlossen, nicht mehr am Leben wäre. Diejenigen, die doch zurückgeblieben sind und nicht erschossen wurden, sind nur deshalb am Leben, weil sie als Deutsch-feindlich betrachtet wurden (Schieder, 1961).

So gesehen ist es sehr wahrscheinlich, dass die Überlebenschancen der Bevölkerung im vorübergehenden Umsiedlungsgebiet tatsächlich höher waren. Die Flucht im Frühjahr 1945, von der fremden Heimat, die nie die „ihre“ wurde, nach Österreich, war zweifelsfrei überlebensnotwendig. Die Gottscheer hatten schon 1941 durch die Umsiedlung alles verloren. Was ihnen am Ende blieb war nur noch das, was sie am Leib hatten, und der unerschütterliche Wille und die Kraft für einen Neubeginn, wie es sich in Folge zeigen wird.

Die Gottscheer haben, über die Kontinente hinweg verteilt, ihre neuen „Heimaten“ gefunden. Ein großer Teil lebt in Amerika, in Deutschland aber auch in Österreich, und hier vor allem in Kärnten, Wien und der Steiermark.

8 Empirische Untersuchung

8.1 Fragestellung

Der Titel meiner Diplomarbeit „Heimat(los)“ beinhaltet zwei Gegensätze in sich, die im Mittelpunkt meiner Arbeit stehen und aus der sich auch die Fragestellung ableitet: Zum einen geht es darum, die verschiedenen Zugänge, die Betrachtungsweisen und die Bedeutung von Heimat für die vertriebene und zur Flucht gezwungene Gottscheer Volksgruppe herauszuarbeiten, zum anderen wie es unter diesen erschwerten und tragischen Bedingungen gelingt, sich neu zu beheimaten.

8.2 Untersuchungsplan - Einzelfallanalyse

Um diese Frage beantworten zu können ist es notwendig, die betroffenen Personen zu befragen und ihre persönlichen Einstellungen und Erfahrungen zu dieser Fragestellung zu erheben. Interviews alleine reichen jedoch in diesem Fall für ein tieferes Verständnis nicht aus. Der Fall muss hier in seiner Gesamtheit betrachtet und interpretiert werden. Dazu war es für mich unabdingbar notwendig, den gesamten Kontext mit einzubeziehen. Die Fragen und Antworten stehen hier besonders im engen Zusammenhang mit den geschichtlichen, kulturellen und biografischen Hintergründen und sind oft nur mit diesen erklär- und verstehbar. Aus diesem Grund wurden diese Hintergründe schon im theoretischen Teil meiner Arbeit sehr ausführlich dargestellt. Methodisch gesehen ergibt sich daraus die Konsequenz, mit diesem Vorwissen gerüstet, einen Leitfadenfragebogen zu entwickeln und damit an die ausgewählten Probanden und Probandinnen heranzutreten, um die biografischen Tatsachen der einzelnen Interviewpartner und Interviewpartnerinnen und deren Meinungen zu erfassen, aufzubereiten und schließlich im Kontext zu interpretieren. Aus Letzterem könnte sich der oft diskutierte Vorwurf der Subjektivität in der qualitativen Sozialforschung, im Vergleich zur quantitativen

Sozialforschung, ergeben. Natürlich sind persönliche Einstellungen und Meinungen subjektiv. Dies ist jedoch in diesem Fall sogar erwünscht und notwendig. Lamnek (2005) stellt außerdem fest, dass es die objektive Realität gar nicht gäbe, „sie ist immer perzipierte und interpretierte und damit subjektive Realität. Daran ändert die Tatsache nichts, dass diese so gesehene Realität für die ihr angehörenden Subjekte objektiv ist“ (Lamnek, 2005, S. 255).

8.2.1 Einzelfallanalyse

Bei der Einzelfallanalyse handelt es sich um einen Forschungsansatz bzw. ein Forschungsdesign, in der das Forschungsobjekt, meistens sind es Personen, es können aber auch Institutionen, Gruppen, Kulturen oder Organisationen sein, in ihrer Ganzheit und in ihrem sozialen, kulturellen, politischen und biografischen Kontext berücksichtigt werden (Lamnek, 2005).

Da Heimatlosigkeit, Flucht und Vertreibung eng mit diesen Faktoren in Verbindung stehen, sehe ich diese Methode als passendes Instrument zum Verständnis, zur Argumentation, Interpretation und Beantwortung meiner Fragestellung. Ein weiteres Argument für die Auswahl dieses Forschungsansatzes liegt darin, dass bei meiner Untersuchung, altersbedingt, nur eine begrenzte Anzahl von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen zur Verfügung stehen.

Nach Mayring (2002) liegt gerade hier der Vorteil dieses Designs: „Je weniger Versuchspersonen analysiert werden, desto eher kann man auf die Besonderheiten des Falles eingehen“. Die Einzelfallanalyse erlaubt während des ganzen Analyseprozesses einen „Rückgriff auf den Fall in seiner Ganzheit und Komplexität“ und führt in Folge zu „genaueren und tief greifenden Ergebnissen“ (Mayring, 2002, S. 42).

Die Techniken, mit der die einzelnen Fälle erhoben werden, und die Art der Materialsammlung können vielseitig sein. So kann man sich durch Interviews, Beobachtung, Gruppendiskussionen und andere Techniken dem zu analysierenden Material nähern. Häufig werden zur Erhebung in der empirischen Sozialforschung

Methoden bevorzugt, in denen Kommunikation, Natürlichkeit, Authentizität und Offenheit im Vordergrund stehen. Verschiedene offene oder halbstrukturierte Interviewtechniken kommen hierbei mehr zum Einsatz als anonymes, standardisiertes Abfragen oder Testen mittels Fragebögen mit vorgegebenen Antwortmöglichkeiten (Lamnek, 2006, S. 301).

Um eine wissenschaftliche Vorgehensweise zu garantieren stehen nach Mayring (2002, S. 43 f.) fünf Punkte an zentraler Stelle:

- 1.) Die Fragestellung muss klar definiert sein.
- 2.) Die Falldefinition – es muss vorab festgelegt werden, was bei der Untersuchung als Fall gelten soll. Auch die Bestimmung des verwendeten Materials muss vorher geklärt werden.
- 3.) Anschließend folgt die Bestimmung der eingesetzten Methode, mit der das Material gesammelt wird.
- 4.) Die Aufbereitung des Materials (zum Beispiel Tonband- oder Videoaufnahmen, Protokolle) mit anschließender Fallzusammenfassung oder Fallstrukturierung: Hierbei werden für die Fragestellung relevante Punkte und Daten dargestellt, gegliedert und kategorisiert. Dies bildet die Grundlage für die spätere Fallinterpretation.
- 5.) Abschließend werden die einzelnen Fälle in einen größeren Zusammenhang gebracht und können bei mehreren Fällen miteinander verglichen werden.

8.2.2 Die ProbandInnen

Für meine Untersuchung war es notwendig, Zeitzeugen und Zeitzeuginnen zu finden, die noch in der Gottschee geboren sind, die Umsiedlung und Flucht miterlebt haben und sich bewusst an diese drei Abschnitte erinnern können. Bevorzugt wurden jene Probanden und Probandinnen als Fallbeispiele, die im Idealfall in der Lage waren ihre Erinnerungen und subjektiven Heimatbezüge reflexiv und kritisch darzustellen. Aus diesen Forderungen ergab sich die Problematik, dass es, bedingt durch die vielen Jahrzehnte die inzwischen vergangen waren, sehr schwierig war, die entsprechenden Personen ausfindig zu machen, die diese Voraussetzungen erfüllen konnten.

Die Kontaktaufnahme erfolgte mithilfe der Gottscheer Landsmannschaft in Klagenfurt, mit der ich mich in Verbindung setzte. Sie fungierte dabei als außerordentlich hilfreicher „gatekeeper“ (Merkens, 2000, S. 288), der mir nicht nur den Zugang zu den infrage kommenden Personen öffnete, sondern mich auch herzlich zu den diversen Vereinsveranstaltungen und zu einer Studienfahrt ins Gottscheerland einlud.

Insgesamt trat ich mit 10 Personen, die meiner Meinung nach die Auswahlkriterien erfüllten, in telefonischen Erstkontakt, acht davon erklärten sich spontan dazu bereit, mir ein Interview zu geben. Leider war es für drei Probandinnen nach kurzer Zeit aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich, ein Gespräch zu führen. Diese drei geplanten Interviews mussten daher abgesagt werden.

Das Alter der vier befragten Gottscheer und der einzigen Gottscheerin lag zum Zeitpunkt der Interviews zwischen 73 und 91 Jahren. Sie alle sind in Gottschee geboren, hatten die Umsiedlung und die Flucht 1945 miterlebt und konnten sich sehr genau an die damaligen Ereignisse erinnern.

8.2.3 Zeit und Raum

Der Erhebungszeitraum der durchgeführten Interviews erfolgte in den Monaten März bis Juli 2011. Schon bei der telefonischen Terminvereinbarung erklärte ich sehr ausführlich meine geplante Vorgehensweise und die genaue Fragestellung, damit sich die Probanden und die Probandin vorab mit diesem Thema auseinandersetzen und darauf vorbereiten konnten. Die Interviews fanden ausnahmslos in einer sehr entspannten Atmosphäre, in den privaten Räumlichkeiten der Befragten statt.

8.2.4 Erhebungsmethode - Problemzentriertes Interview mittels Leitfadenfragen

Diese Erhebungsmethode erachte ich insofern als sinnvoll für die Bereitstellung des Ausgangsmaterials meiner nachfolgenden Analysen, da sie zwar auf eine bestimmte Problemstellung fokussiert ist, gleichzeitig aber genügend Freiraum für eine flexible Gesprächsführung offen lässt (Mayring, 2002). Es handelt sich hierbei um eine teilstrukturierte Befragung mittels eines Leitfadenfragebogens, der sich aus der theoretischen Auseinandersetzung mit diesem Thema und der eigentlichen Fragestellung entwickelt hat. Atteslander (2008, S. 131 f.) bezeichnet diese Form noch genauer als „Intensivinterview“, welches von den Befragten voraussetzt, dass sie eine besonders hohe Bereitschaft besitzen, ihre individuellen Erfahrungen darzustellen.

Folgende Fragen wurden, nach mehrmaliger Abänderung infolge von auftretenden Problemen bei Probeinterviews und nach hilfreichen Ratschlägen seitens meiner Diplomarbeitsbetreuerin, den Probanden und der Probandin vorgelegt. Die Reihenfolge musste dabei nicht starr eingehalten werden, Zwischenfragen waren oftmals eine notwendige Ergänzung. Die Unterfragen mussten nicht immer gestellt werden, da sie sich aus dem Erzählkontext meiner Interviewpartner und Interviewpartnerin manchmal schon vorab beantworteten:

1.) WAS BEDEUTET FÜR SIE HEIMAT UND WORAN DENKEN SIE DABEI?

2.) WAS BEDEUTET ES FÜR SIE DIE HEIMAT UNTER DEN BESONDEREN UMSTÄNDEN DER FLUCHT ZU VERLIEREN?

- *HATTEN SIE HEIMWEH, WENN JA, WONACH?*
- *WAS VERMISSEN SIE ODER WAS FEHLT IHNEN AN DER ALTEN HEIMAT?*

3.) WIE SIND SIE MIT DEM VERLUST DER HEIMAT UMGEGANGEN? WAS HAT IHNEN DABEI GEHOLFEN SICH NEU ZU BEHEIMATEN?

4.) HABEN SIE DAS GEFÜHL, DASS ES IHNEN GELUNGEN IST, HIER, WO SIE NUN LEBEN, EINE NEUE HEIMAT GEFUNDEN ZU HABEN?

- *WIE LANGE HAT ES UNGEFÄHR GEDAURT, BIS SIE SICH HIER, WO SIE JETZT LEBEN, ZUHAUSE FÜHLTEN? (WENN FRAGE NR. 4 POSITIV BEANTWORTET WURDE)*
- *KANN ES FÜR SIE 2 ODER MEHRERE HEIMATEN GEBEN?*
- *VERÄNDERT SICH DER BEZUG ZUR ALTEN HEIMAT IM LAUFE DER JAHRE?*

5.) WAS MÖCHTEN SIE DER NÄCHSTEN GENERATION MITGEBEN?

Die Interviews wurden mit dem Einverständnis der Probanden und der Probandin mit einem Aufnahmegerät aufgezeichnet. Anschließend erfolgte die Transkription. Alle Befragten sprachen ein sehr gut verständliches Hochdeutsch. Im Mittelpunkt der Untersuchung standen nicht die sprachlichen Phänomene, sondern die inhaltlichen Darstellungen. Aus diesem Grund wählte ich als Darstellungsmittel die Transkription in

normales Schriftdeutsch (Mayring, 2002). Das auszuwertende Datenmaterial, das sich daraus ergab umfasst 52 Seiten. Sämtliche Namen wurden anonymisiert.

8.3 Falldarstellungen

8.3.1 Fallbeispiel Nr. 1, Frau M.

Frau M. wurde 1925 in Reichenau/Gottschee geboren. Ihre Eltern bewirtschafteten einen großen Bauernhof, die Mutter verdiente ihr „Zubrot“ mit Schneiderarbeiten, die ihr die DorfbewohnerInnen zukommen ließen. Ihre Schulzeit verbrachte sie ebenfalls in Reichenau. In den ersten zwei Jahren war die Unterrichtssprache Deutsch. Als die deutsche Sprache aus dem Unterricht verbannt wurde, durfte plötzlich in der Schule nicht mehr Deutsch gesprochen werden. Dies führte für Frau M. und ihre Mitschüler und Mitschülerinnen zu großen Belastungen. Der Unterricht bestand hauptsächlich aus dem Auswendiglernen slowenischer Texte, deren Inhalt kein/e Schüler/in verstand.

Die bevorstehende Umsiedlung, 1941, wurde von der Familie, Frau M. hatte 5 Brüder, sehr skeptisch betrachtet. Erst als sie ihr Leben in Gefahr sahen, willigte der Vater ein:

„Auf einmal hat es geheißen es kommen die Deutschen. [...] Dann hat es geheißen wir müssen weg, 1941. Mein Vater, da waren noch vier oder fünf andere, die haben gesagt, dass sie nicht umsiedeln, sie wollten bleiben. Dann haben sie gesagt, dass die Partisanen kommen und alle umbringen werden. Schließlich haben sie doch zur Umsiedlung eingewilligt“ (Intv. 3, 874-881).

Die Umsiedlung erfolgte um die Weihnachtszeit 1941. Wohin die Reise mit der Eisenbahn ging, wussten sie nicht. Mitgenommen durften nur ein Schwein, einige Möbel und Gegenstände des täglichen Lebens werden.

„Es hat geheißen, wir fahren nach Deutschland. Und auf einmal sind wir aber in Gurkfeld /Krško gewesen. Wir waren alle ganz weg! Dort sind wir aufgeteilt worden“. (Intv. 3, (882-884).

Der Familie wurde im neuen Ansiedlungsgebiet ein Hof zur Bewirtschaftung zugewiesen. Ein Sohn musste zu dieser Zeit in den Krieg ziehen, von dem er nicht mehr heimkehrte. Frau M. wurde von ihrem Vater zu Verwandte nach Österreich gebracht, um dort etwas zu lernen. Sie kehrte aber nach einigen Monaten wieder nach Slowenien zurück und arbeitete am Hof der Eltern mit. Frau M. erzählt, dass ihre Familie, obwohl sie Deutsche waren, mit den verbliebenen Slowenen meist ein sehr gutes nachbarschaftliches Verhältnis hatte. Es wurde ihnen sogar angeboten, dass sie vor den Partisanen in Schutz genommen werden.

Am 8. Mai 1945, nachdem der Krieg endgültig verloren war, kam, viel zu spät nach allgemeiner Meinung der Gottscheer Landsleute, von Seiten der Deutschen Führung die Erlaubnis zur Flucht. Schnell wurde das Notwendigste auf einen Pferdewagen gepackt, bevor die abenteuerliche Flucht begann. Ein Fahrrad, eine Kuh, ein Nähmaschinenkopf, Kleider, Nahrungsmittel und eine Schatulle mit wertvollen Dingen sollte das Fortkommen bis zur Österreichischen Grenze sichern. Ein zehntägiges Martyrium begann. Als die Flüchtenden, beinahe verhungert und verdurstet, über den Loibltunnel nach Kärnten kamen, hatten sie von all dem nur noch das, was sie am Körper trugen:

„Die Oma hat noch gesagt `nehmen wir die Kuh mit´ weil sie so gebrüllt hat. [...] Die haben sie uns schon in Gurkfeld abgenommen. Dann das Eine und das Andere. Und dann eine Schatulle mit wertvollen Dingen. Dann wollte mir ein Partisan meine Handarbeiten wegnehmen. Ich wollte sie nicht hergeben und hab sie vor dem Partisan zerrissen, da hat er das Gewehr auf mich gerichtet [...]. Ich habe dann alles weggegeben. Dann habe ich mir einige Kleider angezogen, damit mir die noch blieben. Meine Mutter hat durchgedreht, sie wusste nicht mehr wo sie ist. Sie hat ihr Gedächtnis verloren“ (Intv. 3, 901-909).

Während der Flucht haben sie dann irgendwo im Gedränge ihre Mutter verloren. Einige Tage später fanden sie die Mutter wieder. Ihre Erinnerung kam mit der Zeit allmählich zurück.

In Kärnten wurde die Familie nahe der Grenze von den Engländern in Empfang genommen. Obwohl es Mai war, schneite es stark und es herrschte eine bitterliche Kälte. Die Probandin erinnert sich, dass sie einen Tee bekommen hat – den besten, den sie je getrunken hatte. In den nächsten Tagen fanden sie auf den Weg nach Klagenfurt bei Bauernhöfen und Gasthäusern Schutz. Zu essen gab es auch in Kärnten beinahe nichts. In der Bahnhofstraße in Klagenfurt übernachteten sie vorübergehend in einem Lager der ehemaligen Lehrerbildungsanstalt. Dort mussten sie wie *“Heringe auf dem Boden“* (Intv. 3, 926) liegen. Beinahe alle Lagerinsassen und Lagerinsassinnen waren mit Läusen übersät, Krankheiten und Hunger waren noch immer ein beinahe unüberwindliches Problem.

Irgendwann, so erzählt Frau M., ist dann ein Bauer aus Tainach gekommen, der sie zum Arbeiten auf seinen Bauernhof mitgenommen hat. Es war nicht üblich, den Flüchtlingen für ihre Arbeit in der Landwirtschaft Geld zu geben. In diesem Fall gab es nicht nur keinen Lohn, sondern noch dazu schlechtes Essen und Demütigungen von Seiten des Bauern. Das Fleisch war meist verdorben und von Würmern befallen.

Diese unerträglichen Zustände brachten die Familie wieder zurück ins Lager in der Bahnhofstraße. Frau M. bekam in einem Hotel eine Anstellung als Stubenmädchen. Als sich ihr Vater von den Strapazen seiner Erkrankungen (Ruhr) erholt hatte, fand auch er eine bezahlte Anstellung.

Mit viel Kraft und Durchhaltevermögen schaffte es Frau M. eine eigene Familie zu gründen. Zusammen mit ihrem Mann, der 1986 verstarb, und ihren Eltern baute sie in Klagenfurt ein Eigenheim, zog ihre zwei Söhne groß und ermöglichte ihnen ein Studium. Ihre Eltern pflegte sie bis zu ihrem Ableben im gemeinsamen Haushalt.

Zu meiner Forschungsfrage über den Begriff „Heimat“ denkt Frau M. spontan vor allem an ihre Eltern, an die FreundInnen und SchulkameradInnen, an das Spielen mit anderen Kindern, an das Schlittenfahren, bei dem sie sich ihr Gewand zerrissen hatte und deswegen von ihrer Mutter ausgeschimpft wurde. Die Schule kommt ihr in den Sinn, die so nahe an ihrem Elternhaus gelegen war, dass sie, wenn sie Hunger hatte, nach Hause gelaufen ist und sich etwas zu essen geholt hat. Von besonderer Bedeutung waren für Frau M. die kirchlichen Festtage. Ostern und Weihnachten war für sie ganz besonders wichtig:

„Die Feiertage, mei das war schön! Palmsonntag war so schön. Da haben wir einen großen Buschen bekommen, mit Seidenbändern drauf. Wir sind mit dem Ross nach Nesseltal gefahren. Da war die Pfarre“ (Intv 3, 967-969).

Frau M. vermisst vor allem die vielen Blumen und den Brunnen im Garten ihres Elternhauses, das längst nicht mehr steht, weil es im Krieg angezündet wurde. Sie hat sich, als sie Jahre nach dem Krieg wieder ihre alte Heimat besuchte, von ihrem ehemaligen Grundstück ein paar Blumen nach Klagenfurt mitgenommen. Diese blühen noch heute im Garten.

Über den Verlust ihrer Heimat konnte sie erst später nachdenken. Während der Vertreibung und Flucht war keine Zeit dazu:

„Erst wenn man älter wird, dann begreift man was es heißt Heimat zu verlieren. Wenn man unter fremde Leute kommt. [...] Man denkt: `aber warum ist es so gewesen, warum sind wir so behandelt worden, wir haben ja niemanden was getan“ (Intv. 3, 986-992).

Heimweh bekam sie erst, als sie Zeit zum Nachdenken hatte. Sie wäre so gerne noch einmal bei ihrer Haustüre hineingegangen. Noch mehr haben ihre Eltern gelitten, ihr Vater wollte immer wieder zurück, obwohl es „unten“ keine Zukunft mehr gab. In Kärnten hat sie ihre zweite Heimat gefunden und fühlt sich hier absolut wohl, integriert und geborgen. Dennoch denkt sie noch heute jeden Tag an Gottschee.

Auf die Frage „wie sind sie mit dem Verlust der Heimat umgegangen? Was hat ihnen dabei geholfen?“ antwortete sie:

„Ich hab gedacht zurück kann ich nicht mehr, jetzt musst du vorwärts schauen“ (Intv. 3, 1012).

Ans Aufgeben wurde nie gedacht, in dieser Einstellung liegt, wie ich auch bei den anderen Interviews festgestellt habe, eine ungeheure Kraft, die den Gedanken an ein Aufgeben erst gar nicht zulässt.

Ihre Ressourcen bezog Frau M. hauptsächlich aus dem Glauben an Gott, dem Kontakt zu ihren Landsleuten und dem Zusammenhalt in der Gottscheer Gemeinschaft, die sich in Kärnten sehr gut organisiert hatte. Auch die Tatsache, dass hier in Österreich die gleiche Sprache gesprochen und eine sehr ähnliche Kultur gelebt wurde, sieht sie als wesentliche Erleichterung zur Wiederbeheimatung an.

Für Frau M. gibt es zwei Heimaten. Jene, an die sie jeden Tag denkt, es ist Gottschee, und die, in der sie nun schon seit Jahrzehnten lebt und sich längst zuhause fühlt.

8.3.2 Fallbeispiel Nr. 2, Herr N.

Die Lebensgeschichte von Herrn N. begann 1931 in Hinterberg/Gottschee. Seine Eltern, sie hatten neun Kinder, bewirtschafteten einen großen Bauernhof. Der Vater ist alle zwei Jahre ins Ausland hausieren gegangen. Die schwere Arbeit am Hof lastete in diesen Monaten auf der Mutter und ihren halbwüchsigen Kindern.

Herr N. ist der Meinung, dass er sowohl die Umsiedlung als auch die Flucht unbeschadet überstanden habe. Für ihn und seine Familie gab es deshalb keine lebensbedrohlichen Schwierigkeiten, da diese sich schon vor der Kapitulation Deutschlands auf den Weg gemacht haben und von den Flüchtlingskolonnen und den Anfeindungen der

Kriegsgegner weitgehend verschont geblieben ist. Die Familie ist den Umsiedlungsplänen positiv gegenübergestanden. Es war ein überlebensnotwendiges Übel für sie. Im Umsiedlungsgebiet sind sie von den dort verbliebenen SlowenenInnen sehr gut aufgenommen worden. Als man dem Vater einen Hof zur Bewirtschaftung zuteilte, von dem zuvor die slowenische EigentümerInnen nach Deutschland zwangsumgesiedelt worden waren, hat er ihnen in einem Brief mitgeteilt, dass er den Hof nicht als sein Eigentum betrachte und ihn gut betreuen werde.

Die Flucht erlebte Herr N. mit 14 Jahren. Da sein Vater und sein größerer Bruder mittlerweile in den Krieg eingezogen waren, lag es an ihm, die Flucht vorzubereiten, den Pferdewagen einzuspannen und die restliche Familie heil über die Grenze nach Österreich zu bringen. Am Tag versteckte sich die Familie im Wald, in der Nacht marschierte sie in Richtung Österreich und erreichte so nach 17 Tagen die Grenze.

In Kärnten angekommen fanden sie bald, nahe St. Veit, auf einem Gutshof eine Arbeit. Nach einigen Monaten übersiedelte die inzwischen vollständige Familie nach Villach, wo Herr N. wieder in der Landwirtschaft tätig war. Wenige Jahre später begann er eine Schlosserlehre, die er erfolgreich mit der Meisterprüfung beendete, um anschließend einen eigenen Schlossereibetrieb zu führen.

Seine Frau, ebenfalls eine Gottscheerin, lernte er 1967 bei den Einweihungsfeierlichkeiten der Gottscheer Gedenkstätte in Graz kennen. Bald danach heirateten sie, bauten ein Eigenheim und bekamen eine Tochter und einen Sohn, der nach der Pensionierung von Herrn N. den Firmenbetrieb übernahm und bis heute weiterführt.

Heimat ist für Herrn N. ausschließlich Österreich, insbesondere Landskron, wo er seit Jahrzehnten lebt und arbeitet. An Gottschee denkt er oft, es ist für ihn aber nur noch eine liebe Erinnerung. Er hatte selten bis gar nicht den Wunsch, den Ort seiner Kindheit zu besuchen. Heimweh- oder Verlustgefühle seien ihm, wie er behauptet, fremd. Die Flucht betrachtet er im Nachhinein eher als Abenteuer.

Anders ist es seinem Bruder in Amerika ergangen. Dieser habe unter der fremden Sprache und der anderen Kultur sehr gelitten. Seine Mutter, wie auch der Großteil der „Älteren“, die Gottschee verlassen hatten, litten stark unter dem Verlust und sehnten sich zurück nach ihrer damaligen Heimat.

Sich in Kärnten zu beheimaten, fiel Herrn N. nicht schwer. Dies erklärt er damit, dass er in der Kindheit vom harten Leben in Gottschee geprägt war:

„Aber Jammern gibt es nicht. Die Gottscheer sind durch das harte Leben so geprägt. Sie haben alles verloren und fangen wieder von vorne an, es ist einfach so. Es ist immer wieder ein Weiter. Das ist nicht so wie heute, die sind so verwöhnt“ (Intv. 5, 1349-1352).

Herr N. und seine Frau pflegen regen Kontakt zu ihren ehemaligen Landsleuten und sind bei diversen Gottscheer Vereinen und Veranstaltungen stets aktive Teilnehmer.

8.3.3 Fallbeispiel Nr. 3, Herr F.

Herr F. schilderte seine Erlebnisse in sehr eindrucksvoller Weise. Das lange Gespräch mit ihm hatte im Verlauf eher den Charakter eines narrativen Interviews, das ich aufgrund seiner spannenden und interessanten Erzählweise nicht unterbrechen wollte. Die Antworten aus meinem Leitfadenfragebogen ergaben sich beinahe von selbst, bzw. mit nur wenigen Zwischenfragen, aus dem Erzählkontext heraus.

Herr F. wurde 1938, als jüngster von drei Brüdern, in Altlag/Gottschee geboren. Bezogen auf die Größe der Ortschaften gehörte Altlag mit seinen 127 Häusern zu den dichter besiedelten Dörfern in Gottschee. Die Eltern von Herrn F. besaßen einen Bauernhof mit ausgedehntem Waldanteil.

Bei der Umsiedlung im Winter 1941 war es bitter kalt. Die Familie und auch sehr viele andere DorfbewohnerInnen wollten auf keinen Fall Gottschee verlassen. Nach seinen Ausführungen spielten sich hierbei unglaublich dramatische Szenen ab:

Als der Zug abfuhr, waren sie davon überzeugt, dass das Ziel Deutschland sei. Die Enttäuschung bei der Ankunft, in Rann an der Save, war grenzenlos, denn nicht sie, sondern die dort lebenden SlowenInnen wurden nach Deutschland zwangsumgesiedelt.

Der Bauernhof, welcher der Familie von Herrn F. zugeteilt wurde, bestand aus Weingärten, einer Mühle und einem kleinen Sägewerk. Trotzdem waren sie unglücklich, es war nicht „*das Ihre*“ und wurde noch dazu anderen Leuten brutal weggenommen:

„Meine Mutter hat gesagt:“ `Und wenn das alles aus Gold und Silber wäre, das ist nicht unsers, da möchte ich nicht bleiben´ “ (Intw. 1, 203/204).

Trotz dieser Einstellung begegnete ihnen die dort noch verbleibende slowenische Bevölkerung mit starker Ablehnung. Besonders gegen Ende des 2. Weltkrieges gab es zahlreiche Überfälle und Luftangriffe. Trotzdem verlangte die deutsche Führung, dass sie, ohne irgendwelche Schutzmaßnahmen, bis zum bitteren Ende ausharren müssten:

„Wir waren politisch total ungebildet, wir haben einfach unsere Arbeit gemacht und es hat geheißen: `Wir müssen bleiben, wir müssen bleiben, wir kommen nicht weg´. Ja, wo sollten wir auch hin? Sie müssen sich vorstellen, wenn Sie in den Schuhen von diesen Leuten gingen. Wo wärest denn du hingegangen? [...] Im Mai 1945 hat es auf einmal geheißen: `Jetzt dürft ihr gehen, flüchte wer flüchten kann!´“ (Intv. 1, 216-219, 232/233).

Die Flucht verlief dramatisch. Mit dem Pferdewagen ging es in Richtung Norden. Die ersten Tage verliefen relativ ruhig. Danach wurde ihnen der Pferdewagen weggenommen. Der Fluchtweg wurde immer überfüllter, ein Weiterkommen war schwer möglich. Deutsche Soldaten aus Griechenland oder Serbien, die aus dem Krieg zurückgekehrt waren; Banater und andere volksdeutsche Gruppen; Ustascha, Kroaten, Slowenen die

gegen die Kommunisten gekämpft haben; sie alle waren auf dieser Strecke unterwegs. Man wusste nicht wer Freund oder Feind war. Alle sind zur selben Zeit geflüchtet.

In diesem Chaos von Flüchtlingsströmen, war Angst, Hunger, Erschöpfung und Tod der ständige Begleiter:

„Von einem Berg zum anderen haben die Partisanen geschossen. Tote sind herumgelegen, es war unheimlich heiß, ich habe immer versucht ein bisschen voranzulaufen, damit ich mich wieder hinsetzen konnte, um mich auszuruhen. Dann haben sie uns den Fuchs weggenommen, wir haben nur noch den Schimmel gehabt. Es wurde dann so eng, dass die Leute getrennt wurden. [...] In der Schlucht war so eine Drängerei, mein Vater hatte mich auf den Schimmel gebunden, und als wir in der Früh dort herausgekommen sind haben wir die Mutter und den Bruder A. nicht mehr gefunden“ (Intv. 5, 246-253).

Aber nicht nur Bruder und Mutter, auch Herr F. ging auf der Flucht kurzfristig verloren, als er sich bei einer Zwischenrast mit seiner Mutter, aus Müdigkeit, auf einen Pferdewagen eines flüchtenden Deutschen legen durfte und dabei einschlieft. Der Besitzer ist dann einfach mit ihnen losgefahren, ohne etwas zu sagen:

„Als wir aufwachten, waren wir ganz woanders. [...] Auf einmal habe ich unseren Schimmel gesehen und wir haben uns wiedergefunden. Er hat mir das Leben gerettet. Ich habe das Pferd so geliebt, ich hatte das Gefühl, dass er mich immer beschützen wollte, es war gewaltig. Eine Partisanin, mit einem großen Busen und viele Medaillen drauf, hat uns dann den Schimmel mit dem angesetzten Gewehr weggenommen. Dann sind sie gegangen damit“ (Intv. 5, 259-265).

Der Schrecken der Flucht war jedoch damit noch immer nicht zu Ende: Als die Familie schon relativ nahe der österreichischen Grenze war, wurden sie von den Gegnern gezwungen umzukehren. Endstation war das berüchtigte Lager Tüchern.

„Ich weiß noch wie wir hingekommen sind, da haben uns die Leute bespuckt, das ist furchtbar gewesen. Da sind die Steine auf uns geflogen. Als wären wir verantwortlich gewesen für das Ganze! Wir haben das ausbaden müssen, was die da oben in Berlin veranstaltet haben“ (Intv. 1, 272-276).

Nach der Entlassung aus dem Lager, erreichten sie, trotz den wiederkehrenden Strapazen der Flucht, die österreichische Grenze. Dass es auch unter den befeindeten Parteien im Krieg immer wieder Menschlichkeit gab, bezeugt die Tatsache, dass gerade ein Partisan es war, der diese völlig erschöpfte Familie mit seinem Leiterwagen, bei Lavamünd, über die Grenze geleitete.

Von Lavamünd aus machten sie sich zu Fuß auf den Weg nach Klagenfurt. Dort wurden sie in einem Flüchtlingslager in der Bahnhofstraße notdürftig untergebracht. Die Not der Flüchtlinge wurde von manchen einheimischen ArbeitgeberInnen bewusst ausgenützt:

„Ein Bauer von [...] ist hineingekommen, mit einem belegten Speckbrot. Das hat er dann so hingehalten und gesagt: `Wenn du für mich arbeiten kommst, dann kriegst es, sonst gib ich es dir nicht!'. Dann sind wir eben hinauf nach K. Es war ein Windischer und er hat uns immer wieder vorgeworfen, dass wir Nazis sind, nur weil wir Deutsch sind. Er war nicht gut zu uns. Er hat uns schimmlige Bohnen zum Essen gegeben“ (Intv. 1, 311-317).

Die Situation auf diesem Bauernhof war so unerträglich, dass sie diesen bei der nächstbesten Gelegenheit verließen. Eine neue Unterkunft und Arbeitsmöglichkeit fand sich am Hof einer schon vor dem Krieg ausgewanderten Gottscheer Familie. Lohn gab es für die harte Arbeit am Hof keinen.

Die Schulzeit und die Ausbildung in einer Maschinenfabrik schloss Herr F. in Graz ab. Bald zog es Herrn F. in die Ferne. Schweren Herzens folgte er seinen zwei Brüdern nach Amerika, die kurz nach Ende des Krieges, in der Hoffnung dort bessere Lebensbedingungen vorzufinden, ausgewandert waren. Die Entscheidung Österreich zu

verlassen, fiel ihm schwer, da er seine Eltern alleine in Graz zurücklassen musste. Es dauerte Jahre, bis er sie wiedersehen durfte.

Obwohl sich Herr F. in Amerika in seinem technischen Berufsfeld schnell etablierte und durch seine Brüder und andere Gottscheer Landsleute genügend Kontakte vorfand, fühlte er sich in Amerika niemals zu Hause. Er hat sich das Land zwar „angewöhnt“, wurde aber nie heimisch darin. Während seines langen Aufenthaltes in den Staaten entwickelte und festigte sich immer mehr der Gedanke an eine Rückkehr nach Österreich. Nach 20 Jahren gab er seinen Sehnsüchten nach und verlegte seinen Lebensmittelpunkt, zusammen mit seiner österreichischen Frau, nach Kärnten. Dort fühlte er sich nach langer Zeit, von der ersten Minute an, endlich wieder zu Hause.

Heimat bedeutet für Herrn F. das „Gottscheerische“, die Sprache, der Dialekt. Sie sind das Bindeglied, das das Volk zusammengehalten hat. Wenn er seine ehemaligen Landsleute trifft, mit ihnen im Dialekt spricht, dann fühlt er „Heimat“ und die Geborgenheit, welche ihn, seiner Meinung nach, nur Gottscheer geben können. Er erklärt dies mit dem außerordentlichen Gemeinschaftssinn und dem Zusammenhalt der Menschen untereinander, die diese Volksgruppe kennzeichnen. Es ist das Gemeinschaftserleben mit den DorfbewohnerInnen und die gegenseitige Unterstützung und Hilfeleistung in den harten Zeiten seiner Kindheit, die er im Ausland niemals mehr gefunden hat, die ihm so fehlte und das Heimweh besonders förderte:

„Es hat viel, viel schwere Arbeit gegeben, den ganzen Tag, aber in der Sommerzeit und auch im Herbst, da hat sich die Jugend unter der großen Linde getroffen. In den Gottscheer Dörfern sieht man sie heute noch. Da stehen sie ganz alleine, es ist keine Bank mehr herum, es ist einfach ein Trauerspiel. Wie wichtig das einmal war! Es war das „Um und Auf“, es war das Zentrum des Dorfes“ (Intv. 1, 67-72).

Zum intensiven Gemeinschaftsleben im Dorfe gehören für Herrn F. auch das gemeinsam gelebte Brauchtum, das sich hauptsächlich an kirchlichen Ritualen orientierte; die Lieder, die dabei gemeinsam gesungen wurden; die Trachten und der Geruch bzw. Geschmack

der einfachen Speisen, die von der Mutter zubereitet wurden und nirgendwo mehr besser schmeckten als bei ihr.

Darüberhinaus verbindet Herr F. den Heimatbegriff sehr stark mit den Landschaftsbildern, die seine Kindheit prägten. Er denkt hierbei aber nicht an Gottschee, sondern an die abwechslungsreiche Naturlandschaft in Österreich, die er in seiner Jugendzeit erlebte. An die Hügel, die Berge, die Bäche, die Seen und an die beheimateten Wildtiere. All das fehlte in der Umgebung von Ohio und war ein wesentliches Argument für seine spätere Rückkehr nach Österreich.

Den Entschluss zurückzukehren hat er niemals bereut. Auf die Frage, ob er sich nun in Österreich beheimatet fühle, antwortet er:

„Absolut! Ich kann mir gar nicht mehr vorstellen was Heimweh ist, es ist weg. Als wäre es nie dagewesen. [...] Sobald ich in Österreich die Berge erreicht habe, war ich zu Hause. Die Berge in Amerika waren nicht meine Berge. Heimat ist einfach ein Platz, wo man sich wohlfühlt, wo es mir taugt. Es muss nicht der Platz sein wo man geboren ist“ (Intv. 1, 469-475).

Gottschee betrachtet er als das Stück Erde, in dem seine Ahnen gelebt, geliebt und gearbeitet haben. Es ist das Land, in dem er geboren wurde, wo seine Wurzeln liegen, aber leben möchte er dort nicht mehr.

8.3.4 Fallbeispiel Nr. 4, Herr E.

Herr E. wurde, als jüngster von drei Brüdern, 1934 in Göttenitz/Gottschee geboren. Seine Eltern mussten bei der Umsiedlung eine sehr große Land- und Gastwirtschaft zurücklassen. Sie durften nur zwei Kühe, ein Pferd und wenige Habseligkeiten mitnehmen. Seine Eltern, wie auch viele andere DorfbewohnerInnen, weigerten sich zuerst an der Umsiedlung teilzunehmen. Erst als der politische Druck, die Drohungen und die Überfälle immer mehr zunahmen, stimmte der Vater zu.

„Man sagte: `die Straßen werden wir mit Gottscheern pflastern´. Da haben wir Angst bekommen, große Angst [...]. Abends, 1941, da war ich 6 Jahre alt, da hab ich gehört wie er (der Vater) alleine im Zimmer geweint hat“ (Intv. 2, 658-661).

Wie schon in den vorherigen Fallberichten und im theoretischen Teil dieser Arbeit oftmals erwähnt, wusste auch diese Familie nicht, wohin die Reise ging. Auch in diesem Fall war die Enttäuschung bei der Ankunft in der Untersteiermark groß. Der Vater weigerte sich den ihm zugewiesenen großen Bauernhof zu übernehmen als er erfuhr, dass zuvor die rechtmäßigen Eigentümer von den Nationalsozialisten vertrieben worden waren:

„Mein Vater sagte: `Wo man die Leute wegjagt, brauch ich keinen Besitz´ und wollte es nicht in sein Eigentum übernehmen. Daraufhin hat man uns, weil wir nicht übernommen haben, in eine Keusche gesteckt. [...] Dort waren wir bis 1945“ (Intv. 2, 591-594).

In dieser Keusche lebte die Familie bis zur Flucht 1945. Der Vater war in diesen Jahren bei der Gemeinde angestellt. Herr E. besuchte die Volksschule, ein Bruder das Gymnasium in Rann an der Save, der dritte war inzwischen schon in Kärnten und arbeitete bei einem Bauern.

Auf die Beschreibung der gefährlich verlaufenen Fluchterfahrungen möchte ich an dieser Stelle verzichten, da sie ähnlich dramatisch dargestellt wurden, wie in den vorangegangenen Texten.

Bis zur Ankunft in Österreich waren sie vollkommen mittellos, sogar die Schuhe hatte man ihnen am Ende noch weggenommen. In Kärnten arbeitete die Familie zunächst für Essen und Unterkunft bei einem Bauern. Der Vater fand sehr bald eine Anstellung bei einer Ziegelei. Für die Kinder war es dadurch möglich, eine höhere Schulausbildung zu absolvieren. 1953 erwarb die Familie ein Grundstück in Klagenfurt, auf dem sie mit viel Fleiß und Sparsamkeit ein Eigenheim errichtete. Der Einzug ins eigene Haus erfolgte fünf Jahre später. Es waren sehr entbehrungsreiche Jahre. Herr E. erzählt, dass nur in der Nacht gesiedelt wurde, damit die Nachbarn nicht sehen konnten, wie wenig sie hatten. In diesem Haus wohnt Herr E. bis heute. Nach seiner Ausbildung arbeitete er in einem großen Bankinstitut, von dem er 1994 als Prokurist ausschied, um in Pension zu gehen.

Die Eltern, besonders der Vater, hatten unter den Ereignissen der Umsiedlung, Vertreibung und Flucht sehr gelitten. Er versuchte es sich (den Kindern gegenüber) nicht anmerken zu lassen. Gottschee besuchte er nie wieder in seinem Leben.

„Unser Vater hat durch die Vertreibung sehr gelitten. Aber er hat dann gesagt, dass er die Heimat so bewahren möchte, wie er sie in Erinnerung habe. Er ist nie mehr hinuntergefahren. [...] Wir haben ein großes Gasthaus gehabt und eine Landwirtschaft und nun leben wir in einer Baracke. Kein Wasser, nichts. Aber er hat es sich nicht anmerken lassen, uns gegenüber nicht. Die Mutter hat mehr darunter gelitten, also so, dass wir es auch mitbekommen haben. Es war für sie schwieriger. Es gab nichts zu essen, sie hat als Frau und Mutter sorgen müssen, dass wir was zum Essen haben. Sie hat oft gesagt: `Kochen wär leicht, wenn ich was hätt'. Es war auch kein warmes Wasser zum Wäschewaschen. Die Enge, die Raumnot, es war sehr schwer“ (Intv. 2, 664-674).

Kraft und Trost für einen Neubeginn fand die Familie in ihrem tiefen Glauben an die Kirche, durch den Zusammenhalt und des gut funktionierenden Kontaktes zu den Gottscheer Landsleuten. Ein weiterer Trost findet sich auch in der Überzeugung, dass die Familie unter den gegebenen Umständen von 1941 nicht mehr am Leben wäre, wenn sie sich nicht zur Umsiedlung und Flucht entschlossen hätte.

Herr E. besuchte 1963 das erste Mal den Ort, an dem er geboren ist. Es war unter der Herrschaft Titos sehr schwer in dieses Gebiet zu fahren. Verschiedene Orte waren militärisches Sperrgebiet und wurden strengstens bewacht. Herr E. erinnert sich, wie aufgeregt und nervös er war, als er sein verfallenes Elternhaus nach so vielen Jahren wiedersah:

„Als wir nach Göttenitz hineingefahren sind, es hat geregnet, ich hab mich noch erinnern können als ich unser Haus sah. Ich sagte: `Bitte bleibt stehen, dass ist unser Haus´. Ich bin fast hinausgeflogen vom Auto (vor Aufregung): Auf der anderen Seite stand ein Gendarm, dann bin ich zum Haus gerannt, der Gendarm hat `zurück!´ geschrien und ich aufgeregt: `Das ist mein Haus, in diesem Haus bin ich geboren!´. Dann wurde der auch nervös, sagten die anderen, ich hab es nicht mitbekommen. Er war ganz perplex und deutete an, dass ich schnell ums Haus gehen darf, mehr konnte er auch nicht erlauben, er darf es nicht zulassen (das Gebiet war militärisches Sperrgebiet). Dann bin ich schnell ums Haus, und dann haben sich mich schnell ins Auto gesetzt und sind weggefahren“ (Intv. 2, 691-700).

8.3.5 Fallbeispiel Nr. 5, Herr K.

Herr K. wurde 1920 in Mitterndorf/Gottschee geboren. Seine Eltern besaßen einen der größten Bauernhöfe in diesem Ort. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in der Stadt Gottschee, wo er, um es mit seinen eigenen Worten auszudrücken, gelernt hat, „*dass es einen Unterschied gibt zwischen meiner Muttersprache und zwischen der Sprache der Anderen*“ (Intv. 4, 1244-1245). Er spricht hiermit das Problem des Verbotes der Deutschen Sprache in der Zwischenkriegszeit in Slowenien an.

Nach dem Gymnasium besuchte er eine Lehrerbildungsanstalt in der Vojvodina (nördlich der Save in Serbien). Die Ausbildung zum Hauptschullehrer brachte er, nach Kriegsausbruch, in Graz zu Ende und wurde anschließend in Čatež (Slowenien) in einer Schule angestellt.

1944 musste Herr K. in den Krieg ziehen. Seine Stationen waren Deutschland, Tschechoslowakei und wieder Deutschland. Als der Krieg zu Ende ging, geriet er in Berlin in Kriegsgefangenschaft, von der er nach zwei Monaten entlassen wurde. Nachdem er mehrere Monate bei einem Bauern in der Lüneburger Heide gearbeitet hatte, trat er endlich in Kontakt mit seinen Eltern, die nach der Flucht in Graz eine Unterkunft gefunden hatten. Er zog zu seinen Eltern, konnte aber, da er noch keine österreichische Staatsbürgerschaft hatte, nicht als Lehrer angestellt werden. Bis es soweit war, arbeitete er als Stallknecht auf einem Bauernhof bei Graz. Sein Vater, der die Unglücksjahre nie wirklich überwunden hatte, starb schon 1947. Die Familie übersiedelte daraufhin nach Kärnten. Die Mutter fand eine Arbeit bei einer Schnapsbrennerei, die Schwester und der Bruder von Herrn K. wanderten 1952 nach Cleveland aus.

Herr K. unterrichtete 16 Jahre lang in der Volksschule in Windisch-Bleiberg. Im Jahre 1961 wechselte er an die Hauptschule nach Ferlach, bis er 1974 an eine Hauptschule nach Klagenfurt kam, deren Direktor er in Folge wurde. Im Februar 1984 trat er in den Ruhestand und widmete sich fortan seinen wissenschaftlichen Tätigkeiten und der Veröffentlichung zahlreicher Bücher über Gottschee.

Herr K. eröffnet mir im Interview ein sehr breit gefächertes Spektrum von „Heimat“ bzw. „Beheimatung(en)“: Es kann für ihn „alles oder nichts“ sein. Erst durch das „Verlorene“ wurde ihm bewusst, dass ihm etwas fehlte und er machte sich auf die Suche nach neuen „Heimaten“. Er legt großen Wert auf die Feststellung, dass er seine Heimat Gottschee nicht verloren hat, sondern, dass sie ihm „genommen“ wurde. Er erwähnt diesen sprachlichen Unterschied deswegen, weil man für etwas Verlorenes selbst verantwortlich ist. Wird etwas genommen, steckt Gewalt dahinter:

„Es war so stark, dieses Gefühl, dass mir etwas Ungerechtes zugestoßen ist. Deswegen bin ich so lange nicht in die alte Heimat gefahren. Es war nicht die Angst vorm Tito. Es war das Gefühl, `Mensch, es ist dir etwas angetan worden, das du nicht verdient hast`. Ich weiß ja nicht was ich angestellt habe, dass ich ein Heimatvertriebener bin“ (Intv. 4, 1086-1090).

Die Muttersprache ist für Herrn K. untrennbar mit dem Heimatgefühl verbunden. Er erinnerte sich daran, wie es ihm im Gymnasium in Gottschee verboten wurde seine Sprache zu sprechen und dass er kein Wort der slowenischen Sprache verstanden hatte. Es war für ihn eine erste gewaltsame Verlusterfahrung. Ein Gefühl, dass ihm etwas „Heimisches“ genommen wurde, entwickelte sich in ihm. Protest und Widerstand waren die Folge.

Der Heimatbegriff unterliegt einem ständigen Wandel, aber man ist immer auf der Suche nach Heimat. Er zitiert in diesem Zusammenhang den Schriftsteller Novalis: „Wohin gehen wir? – Immer nach Hause!“. Die Suche nach der Heimat drückt sich für Herrn K. in Begegnungen mit anderen Menschen aus. Begegnet er zum Beispiel einem Menschen, den er irgendwie mit Gottschee in Verbindung bringt, interessiert er sich sofort für den Herkunftsort dieser Person. Er möchte in ihm ein Stück Erinnerung finden, ein Stück der alten Heimat. In seinen Erinnerungen sieht er sich wieder in Gottschee. Es entstehen hierbei Bilder seiner Kinder- und Jugendzeit, die kleinen Balgereien nach der Schule, der Versuch in fremden Gärten einen Apfel zu stehlen, die Arbeit im landwirtschaftlichen Betrieb seiner Eltern oder die alte Dorflinde, unter der er mit seinen Freunden über „Gott und die Welt“ philosophierte. Die Gedanken daran rufen ein

Heimwehgefühl hervor und decken es gleichzeitig ab. Mit der Zeit wird der Schmerz des Heimwehs von lieb gewordenen Erinnerungen abgelöst:

„Ich habe das Gefühl, dass sich das Heimweh mit der Zeit, wie alles was lange da ist, beruhigt. Es ist nicht dieses „wehe“ Heimweh, sondern es ist ein entsagungsvoll gelockertes sich Zufriedengeben mit den Gegebenheiten. Es bleibt eine gelöste, liebe Erinnerung. Die Entsagung ist hierbei etwas Großartiges, weil es einem hilft mit den Gegebenheiten fertig zu werden. Die Entsagung ist interessanterweise positiv besetzt, es ist nicht ein zorniges oder beleidigtes Entsagen. Die Erinnerung ist da, aber man hat sich damit abgefunden. Nicht im Zorn, sondern in Güte. Es waren ja Missverständnisse noch und noch. Wir sind dabei durchgefallen. Ich versteh ja, dass man einen Sündenbock gesucht hat. Aber gezahlt haben die Leute, die davon vollkommen überzeugt waren, dass das was sie tun, das Richtige ist“ (Intv. 4, 1141-1150).

Nicht im Zorn zurückzublicken schaffte Herr K., indem es sich reflexiv mit den Ereignissen auseinandergesetzt hat. Dies gelingt für ihn nur dann, wenn man versucht das „Für und Wider“ abzugleichen. Wenn man den Mut hat zu sagen: *„Hoppala, was habe ich dabei für eine Rolle gespielt“* (Intv. 4, 1154). Wenn man sich anhört, wie die andere Seite dazu steht. Voraussetzung dafür ist für ihn jedoch die Bereitschaft zur Offenheit, Information und Bildung. Dies kann man, so meint Herr K., nicht von jedem verlangen. Und daher sind auch verschiedene Ansichten über das Geschehen möglich:

„Weil man es zum Teil verarbeitet, weil man es anders verarbeitet oder weil man es gar nicht verarbeitet“ (Intv. 4, 1158/1159).

Für Herrn K. ist der Ort wo er nun lebt nicht die einzige Heimat. Er hat schon viele Heimaten gefunden, zuerst war es Gottschee, dann, nach dem Krieg, war es Windisch-Bleiberg, wo er als junger Lehrer 16 Jahre lang unterrichtete und sich, wenn er heute seine alten Schüler und Schülerinnen besucht, noch immer so heimisch fühlt wie an seinem jetzigen Wohnort. Er ist offen für alle Möglichkeiten von „Heimaten“ und kann

sich vorstellen, dass er sie überall dort finden würde, wo er von Leuten umgeben ist die ihm wohlwollend und offen gegenüberstehen.

8.4 Auswertungsverfahren– Qualitative Inhaltsanalyse

Als Auswertungsverfahren wählte ich die Technik der induktiven Kategorienbildung auf Basis der zusammenfassenden qualitativen Inhaltsanalyse nach Mayring. Diese textanalytische Verfahren erfordert ein systematisch, regelgeleitetes Vorgehen. *„Ziel der Analyse ist es, das Material so zu reduzieren, dass die wesentlichen Inhalte erhalten bleiben, durch Abstraktionen ein überschaubares Korpus zu schaffen, das immer ein Abbild des Grundmaterials ist“* (Mayring, 2002, S. 115). Die induktive Kategorienbildung zeichnet sich dadurch aus, dass sich die Definition der einzelnen Kategorien direkt aus dem zu analysierenden Text heraus, durch einen Verallgemeinerungsprozess, ableiten und nicht durch vorab formulierte Theoriekonzepte, wie es bei der deduktiven Kategorienbildung der Fall ist (Mayring, 2008).

Im ersten Schritt muss das Ziel der Analyse, das Material und ein Selektionskriterium bestimmt werden, das als Ausgangspunkt für eine Kategorienbildung herangezogen wird, um eine allgemeine Definition der Kategorien bestimmen zu können. Ebenso muss das Abstraktionsniveau der Kategorien festgelegt werden.

Aus dem mir zur Verfügung stehenden Textmaterial geht es darum, die subjektiven Konzepte und Einstellungen zum Heimatbegriff und die Strategien zu einer Wiederbeheimatung herauszuarbeiten. Mit dieser Definition im Hinterkopf wird im nächsten Schritt das Material Zeile für Zeile durchgearbeitet“. Wenn eine Stelle im Text gefunden wird, die dem Selektionskriterium entspricht, wird eine Kategorie, möglichst nahe am Material, formuliert (Mayring, 2002, S. 116). Bei den in weiterer Folge gefundenen Textstellen wird entschieden, ob diese zur erst genannten Kategorie passt, in diesem Fall wird sie dort eingeordnet (Supsumption). Ist dies nicht der Fall, wird eine neue Kategorie formuliert. Nachdem der Großteil des Textes durchgearbeitet worden ist, (je nach Textumfang 10- bis 50% des Materials) erfolgt eine Revision des

Kategoriensystems. Es wird überprüft ob das Selektionskriterium, das Abstraktionsniveau und die Kategorienbildung in sich stimmig sind. Hierfür waren mehrere Durchgänge zur Überprüfungen notwendig, bevor der endgültige Materialdurchgang durchgeführt werden konnte.

Die einzelnen induktiv gebildeten Kategorien werden im Folgenden inhaltlich dargestellt und mit Textzitate, zum besseren Verständnis, untermauert und belegt. Im Anschluss erfolgt im Sinne der Fragestellung und der dahinter liegenden Theorie eine Zusammenfassung.

8.4.1 Ergebnisdarstellung - Interpretation

Bezüglich meiner Fragestellung zur subjektiven Bedeutung von Heimat habe ich hierzu sechs zu diesem Themenkreis relevante Kategorien aus dem Textmaterial herausgearbeitet. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um verschiedene narrative und phänomenologische Bedeutungsdimensionen, die nach Sinneinheiten voneinander abgegrenzt und zu Kategorien zusammengefasst wurden.

Tabelle 1: Subjektive Konzepte und Einstellungen von Heimat

Subjektive Konzepte und Einstellungen von Heimat	
Kat.1	Heimat in sozialen Beziehungen und Kindheitserinnerungen
Kat.2	Heimat als kulturelle und religiöse Erfahrung
Kat.3	Heimat als Umgebungs- und Landschaftsbild
Kat.4	Heimat, der Ort an dem man geboren ist
Kat.5	Heimat ist Sprache
Kat.6	Heimat als Verlust und Entwicklungsprozess

8.4.1.1 Heimat in sozialen Beziehungen und Kindheitserinnerungen

Dieser Kategorie konnten ich die häufigsten Aussagen über den Heimatbegriff zuordnen. Es handelt sich hierbei um Beziehungsgeflechte, die aus der Kindheit erinnert wurden und sich, selbst durch große räumliche und zeitliche Distanzen, nicht aufgelöst haben.

„Heimat, Heimat, dabei denk ich immer an meine Freunde, meine Eltern. [...] Ich sehe meine Schulfreunde in Gottschee [...]. Jeden Tag bin ich dort noch immer zu Hause, obwohl ich da meine zweite Heimat habe. [...] An die Schule, an das Spielen mit Kindern, mit den Dirndlan. Ich habe vor zwei Jahren noch die letzte Schülerin verloren, mit der ich befreundet war. Sie war in Amerika und wir haben uns immer noch geschrieben“ (Intv. 3, 946-954).

Gemeinsame, oft scheinbar nebensächliche Erlebnisse, die noch bis ins hohe Alter immer wieder ins Bewusstsein dringen, werden oftmals beschrieben. Es sind die kleinen Balgereien am Nachmittag, das gemeinsame Arbeiten in der Landwirtschaft, der Versuch einen Apfel aus Nachbars Garten zu stehlen oder die Freunde, mit denen man unter der, so oft erwähnten, Linde gesessen ist und mit denen man über Gott und die Welt gesprochen hat.

Im Mittelpunkt stehen immer wieder das Gemeinschaftserlebnis, der Zusammenhalt und die gegenseitige Hilfsbereitschaft. Diese daraus entstehenden Netzwerke wirken nachhaltig und ermöglichten es auch in der Fremde sich leichter zu beheimaten. Es geht hier weniger um den Ort wo man geboren ist, sondern um den Ort an dem man sich wohl fühlt, seine Freunde hat und Menschen mit denen man Gemeinsamkeiten teilen kann.

Die gehören zur Heimat, die sind aber alle da. Wenn alle unten wären, wäre es anders. Wir haben ein schönes Vereinslokal, das wir schön gestaltet haben, mit Sachen von unten (aus Gottschee). Das ist auch ein Stück Heimat für uns. Da proben wir und feiern unsere Geburtstage. Wenn ich unter Gottscheern bin

ist dies eine andere Art von Freude. Es ist innerlich anders, ich bin mehr zu Hause“ (Intv. 2, 834-839).

Ein Erklärungsversuch, für die außerordentliche Wichtigkeit dieser Kategorie, ergibt sich für mich aus der über Generationen gewachsenen Notwendigkeit der gegenseitigen Unterstützung, in der damals isolierten deutschen Sprachinsel. Ein Überleben ohne nachbarliche Hilfeleistungen und Gemeinschaftsarbeiten wäre nicht möglich gewesen. Diese Annahme unterstreicht auch folgende Aussage eines Probanden:

„Wenn unsere Männer im Ausland hausieren waren, dann hat es Gemeinschaft gebraucht, Nachbarschaft gebraucht, um weiter existieren zu können. Wir hatten keine guten Sozialsysteme gehabt. Wenn einer alt geworden ist, dann hat ihn die Gemeinschaft unterstützt, damit er über die Runden gekommen ist“ (Intv. 1, 14-18).

Aus all diesen kollektiven Gemeinschaftserlebnissen entstehen, wie schon im theoretischen Teil erwähnt, Kontinuität, emotionale Nähe und Geborgenheit und die Basis für spätere Beziehungen und eine gelungene Wiederbeheimatung. Andererseits können stark dominierende und zu enge Bindungen eine Weiterentwicklung auch behindern. Dies geht jedoch aus dem mir zur Verfügung stehenden Textmaterial wenig hervor. Einzige Ausnahme bildet ein philosophischer Ansatz eines Interviewpartners, auf den ich weiter unten gesondert eingehen werde.

8.4.1.2 Heimat als kulturelle und religiöse Erfahrung

In dieser Kategorie geht es ebenfalls um Erfahrungen und Erinnerungen, die in der Gemeinschaft erlebt wurden. Religiöse Symbole, Bräuche und Feste stehen bei meinen befragten Interviewpartnern und meiner Interviewpartnerin im sehr engen Zusammenhang mit dem Heimatbegriff und wurden bei jedem Interview ausführlich beschrieben. Es waren hauptsächlich kirchlich geprägte Feste, die den Jahresablauf bestimmten.

„In der Gottschee sieht man, dass es unheimlich viele Kirchen gegeben hat. [...] Der Pfarrer war die Persönlichkeit. Am Sonntag ist man in die Kirche gegangen und da waren 100-prozentig alle dabei. Dass die Gottscheer sehr gläubig waren, ist ja erwiesen. [...] Die Religion hat Halt und Sicherheit gegeben. Und bezogen auf den Verlust der Heimat hat man gesehen, dass die Religion eine Stütze war“ (Intv. 1, 409-416).

All diese Bräuche und Feste wurden in die neu gefundene Heimat mitgenommen und dort weiter praktiziert. Sie mussten nicht wirklich mitgenommen werden, sie waren schon dort, da sich die österreichischen Bräuche nicht wesentlich von denen in Gottschee unterschieden:

„Ich habe das Glück gehabt, dass ich meine Mutter sehr lange gehabt habe. Wir haben die Bräuche, die wir unten gelebt haben, auch hier weitergeführt. Und auch jetzt noch. Ich mach alles, was ich früher auch gemacht habe. [...] Das ist im Fleisch und Blut drinnen, wenn ich das nicht mache bin ich unglücklich“ (Intv. 2, 740-746).

Meistens waren es die Frauen, die diese Feste getragen haben. Dazu gehörte auch die Zubereitung der Speisen, deren Geruch und Geschmack besonders an die Kindheit und an die Heimat erinnern:

„ [...] meine Mutter hat sehr viel Gottscheerisch gekocht. Damals war es mir teilweise zu fett. Jetzt mache ich es mir selber. Polentamus habe ich jetzt einmal gemacht. Oder gefüllter Darm, mit Semmelfülle und Pertram, den ich im Garten habe. Das ist auch ein Stück Heimat, das pflege ich besonders“ (Intv. 2, 841-844).

8.4.1.3 Heimat als Umgebungs- und Landschaftsbild

Das Landschaftsbild, die kindliche Umgebung, die über den elterlichen Besitz hinausreicht; die Dörfer, Berge, Wälder, Flüsse und Seen. Es sind Erinnerungen an die Plätze der Kindheit und an Tätigkeiten, die an diesen Orten stattfanden. Sie stehen hierbei als Sinnbild für Heimat.

„Gottschee war ein schönes fruchtbares Land, es war die Heimat“ (Intv. 2, 571/572).

„[...] als wir die Dorfkirche wieder besuchten, da erinnerte ich mich, wer an welchem Platz gesessen ist“ (Intv. 4, 1136/1137).

Diese Erinnerungen sind allgegenwärtig. Sieht man woanders ähnliche Landschaften, werden sie automatisch mit Heimat in Verbindung gebracht.

„Heimat erlebte ich auch als ich das erste Mal, 1992, in die Gottschee gefahren bin. Bald nach der Grenze, es war noch nicht Gottschee, da sah ich diese Harpfen (Holzgestelle, an denen das Heu auf dem Feld zum Trocknen aufgehängt wurde), die auch auf unseren Feldern standen und auf denen ich gespielt habe. Sofort dachte ich dabei an unsere alte Heimat“ (Intv. 4, 1109-1113).

Dieser Proband ist der Meinung, dass durch diese Erinnerungsstücke Heimweh entsteht, diese aber gleichzeitig das Heimweh auch mildern:

„Und wenn man irgendetwas Ähnliches sieht, das einem an die Heimat erinnert, so ist das auch mit Heimweh verbunden. Aber ein Teil dieses Heimwehs ist mit diesen Erinnerungsstücken abgedeckt. [...] Die Dinge, die mich an die Heimat erinnern, sind immer irgendwie da. Sie warten nur darauf, dass sie mich anspringen können“ (Intv. 4, 1132-1139).

Die Heimat wurde in den Kindheitserinnerungen viel größer empfunden, als sie bei der Rückkehr im Erwachsenenalter erschien:

„Als ich 1993 mit dem Auto nach Gottschee fuhr hab ich gedacht: `Mein Gott wie klein dieses Land doch ist', und als Kind ist es mir so groß vorgekommen“ (Intv. 4, 1134-1136).

Die erinnerten Landschaftsbilder aus der Kindheit deuten auf eine besonders intensive Verlusterfahrung hin. Man versucht ein Stück davon in die neue Umgebung hinüber zu retten oder sucht sich sogar Orte als neuen Lebensmittelpunkt aus, in denen ähnliche landschaftliche Gegebenheiten vorherrschen, wie in der alten Heimat.

„Die Felder, die Steine, der Garten, die Obstbäume. In Reichenau haben sie immer gesagt: `Mei der schöne Garten bei den S.'. Um den Brunnen waren lauter Pfingstrosen herum. Das ist mir alles so abgegangen. Jetzt hab ich soviel Blumen. [...] Alle haben unten Blumen gehabt. Als ich einmal unten war, da haben wir Pfingstrosen mitgenommen. Die blühen heute noch in meinem Garten“ (Intv. 3, 998-1004).

Für einen Interviewpartner war Österreich, das ein ähnliches Landschaftsbild wie Gottschee aufweist, ein entscheidender Faktor, um nach zwanzig Jahren den Lebensmittelpunkt von Amerika nach Österreich zu verlegen.

*„Die Berge, die Seen, die Natur. Das ist mir abgegangen“ (Intv.1, 427/428).
Meine spätere Entwicklung hat darauf hin gezielt, dass ich in Österreich leben möchte“ (Intv. 1, 430/431).“ Es gibt so viele Sachen, die man nur da erleben kann, die deine Erinnerungen als Kind speisen“ (Intv. 1, 459/460). „Sobald ich in Österreich die Berge erreicht habe, war ich zu Hause. Die Berge in Amerika waren nicht meine Berge“ (Intv. 1, 472-474).*

8.4.1.4 Heimat, der Ort an dem man geboren ist

Diese Kategorie bildet einen verschwindend kleinen Teil in den Aussagen zur Heimatvorstellung. Der Geburtsort besitzt hierbei eher einen formellen Charakter. Keiner sieht ihn als seine „wirkliche“ Heimat an, wengleich ein Proband den Geburtsort als seine „angestammte Heimat“ erwähnt, dies aber im Verlauf des Interviews wieder relativiert:

„Heimat ist für mich der Geburtsort, wo man wirklich geboren ist und die gesamte Umgebung dort. Wenn ich hinunter komme (nach Gottschee) möchte ich aber nicht unten bleiben“ (Intv. 2, 712-714). Heimat ist für mich nun hier, der Ort wo meine Freunde sind, wo ich integriert bin, das ist jetzt meine richtige Heimat (Intv. 2, 726/727).

Der Geburtsort wird nicht mehr als reale Heimat angesehen. Er steht für Vergangenes, für den Ort, wo alles begann. Die emotionale Verbindung besteht durch das Wurzelgeflecht zu den Ahnen, der Tatsache, dass man dort geboren ist und der kurz verbrachten Kindheit in diesem Land, mit all den Erlebnissen und Schicksalsschlägen. Es lohnt sich jedoch nicht mehr dort zu leben.

„Aber das Land Gottschee ist nicht mehr meine Heimat, obwohl ich dort geboren bin. Wenn ich in Gottschee bin, schau ich hinaus und sage: `Das ist die Erde, in der meine Ahnen gearbeitet haben, wo sie gelebt und geliebt haben´. Das hat für mich schon eine Bedeutung. [...] Von dort stamm ich ab, das sind meine Wurzeln, sie sind dort, aber das heißt nicht, dass ich dort leben möchte“ (Intv. 1, 481-486).

8.4.1.5 Heimat ist Sprache

Die Sprache bzw. der Dialekt könnte naturgemäß auch in die Kategorie „Heimat als kulturelle Erfahrung“ eingeordnet werden. Der Dialekt der Gottscheer Volksgruppe schien jedoch nach Meinung der Befragten so eng mit der Heimat in Verbindung zu stehen, dass ich ihn gesondert ausführen möchte. Bedenkt man, dass die Menschen nach der Flucht völlig mittellos in den neuen Ländern angekommen sind, so erkennt man, dass der Dialekt für lange Zeit das Einzige war, was den Flüchtlingen blieb. Er war in diesem Fall mehr als nur ein Mittel zur Kommunikation. Er war die Brücke und das einzige Bindeglied zur alten Heimat:

„Unsere Mundart ist auch Heimat. Wenn wir zu unseren Treffen (Gottscheer Kulturwoche z.B.) kommen, ist das auch Heimaterleben. Wir können unsere Sprache reden, unsere Lieder singen [...]. Es ist eine Gemeinschaft, wir kennen uns alle“ (Intv. 2, 731-733).

Auch in den gemeinsam gesungenen Liedern schwingt ein Gefühl von Heimat mit. Es ist den Probanden und der Probandin besonders wichtig, dass dieses Kulturgut erhalten bleibt und unverfälscht weitergegeben wird:

„Die Lieder, die Litaneien, die wir zu Hause gesungen haben. Das ist für die Leute auch Heimat wenn wir das singen, denn so haben sie das zu Hause gehört. Das liegt mir am Herzen. Die Amerikaner haben einen großen Chor, aber die singen nicht mehr Gottscheerisch, die singen gekünstelt“ (Intv. 2, 846-850).

Der Verlust der Muttersprache wiegt für einen Interviewpartner sogar weit schwerer, als der Verlust des Heimatlandes selbst:

„Auch damals, wie ich in Gottschee in eine slowenisch sprachige Klasse musste, wo ich kein Wort verstanden habe, war es ein Versuch, mir das Heimische zu nehmen. Dann sagst du dir: `Nein, mit mir nicht!'. Dann kommt es zu diesen verfluchten Nationalismen, die dann ganze Völker unglücklich

machen. Das ist dann so weitergegangen, bis wir im Jahre 1941 vor der Frage standen: 'Entweder du gibst dein Volkstum und deine Sprache auf oder du rettst wenigstens die Sprache', - dann musst du umsiedeln. Wir hatten praktisch keine Alternative. Die Sprache aufzugeben wäre anscheinend schlimmer gewesen, als das Land aufzugeben. Ein Land kannst du wiederfinden, eine Sprache nicht. Das sieht man auch daran, dass der Gottscheer Dialekt immer mehr ausstirbt. [...] Diejenigen, die nicht umgesiedelt sind, es waren ganz wenige Leute die geblieben sind, die sind mit dem Moment, als die Gottscheer weggesiedelt sind auch heimatlos geworden. Sie durften ihre Sprache nicht mehr sprechen und wurden Untertanen eines fremden Regimes " (Intv. 4, 1094-1107).

8.4.1.6 Heimat als Entwicklungsprozess infolge von Verlust und Neubeheimatung

Einige der bisher beschriebenen Heimatbilder waren in beinahe nostalgischer Art und Weise in die Vergangenheit gerichtet. Da es kein Zurück mehr gab, versuchte man die alten Bilder der Heimat gefühlvoll, im Spannungsfeld zwischen alter und neuer Heimat, zu integrieren und für die Zukunft zu konservieren.

Ein sehr hoch betagter Interviewpartner, er war zum Zeitpunkt des Interviews 91 Jahre alt, brachte einen für mich überraschenden Aspekt, bezogen auf den Heimatverlust, ein. Er sieht im Verlust der Heimat auch die Chance für einen Neubeginn.

Vielleicht hätte ich Folgendes vor zehn Jahren noch anders gesagt, aber ich bin überzeugt davon, dass sich der Mensch wandelt. Er entwickelt sich und mit dieser Entwicklung muss sich auch, Gott sei Dank oder hoffentlich, die Einstellung ändern. Wenn Sie mich heute fragen, und ich glaube, das gilt schon lange für mich, bin ich noch nicht fertig, ich bin für jede Heimat offen" (Intv. 4, 1190-1194). „Schauen Sie, Heimat ist auch etwas was dir genommen werden

kann. Aber! Was du wieder versuchen kannst neu zu erwerben. Und so bleibst du offen. Und im gewissen Sinne, das meint auch Stefan Zweig, ist man so freier“ (Intv. 4, 1208-1210).

Um zu dieser Überzeugung zu gelangen, bedarf es jedoch eines langen Entwicklungsprozesses, der mit Offenheit, Erfahrung, Information und Bildung einhergeht.

Diese letzte Kategorie der von mir vorgefundenen Heimatbilder der Gottscheer Landsleute ist gleichzeitig die Brücke zur nächsten Fragestellung, in der es darum geht, wie es den Flüchtenden gelungen ist, die erste bittere Not der Nachkriegsjahre zu überwinden und sich mit den Jahren neu zu beheimaten.

8.4.2 Beheimatungsstrategien und Ressourcen

Hierbei geht es darum, die verschiedenen Dimensionen und Prozesse darzustellen, die es den betroffenen Personen ermöglichten die erste bittere Not der Nachkriegsjahre zu überwinden und sich mit den Jahren neu zu beheimaten.

Diese Strategien betreffen sowohl die materielle als auch die emotionale Ebene.

Folgende Kategorien wurden zu dieser Fragestellung zusammengestellt:

Tabelle 2: Beheimatungsstrategien

Beheimatungsstrategien/Ressourcen	
Kat.1	Sicherung der Grundbedürfnisse
Kat.2	Trost
Kat.3	Prägung-Erziehung
Kat.4	Blick in die Zukunft
Kat.5	Gemeinschaftssinn und religiöse Überzeugung
Kat.6	Leistung und Durchsetzungsvermögen

8.4.2.1 Sicherung der Grundbedürfnisse

Unmittelbar nach der Flucht geht es nicht darum eine neue Heimat zu finden, sondern das eigene Überleben und das der Familie zu sichern. Der Schwerpunkt richtet sich darauf den Hunger zu stillen, eine vorübergehende Unterkunft zu finden, Krankheiten zu überwinden und seine nächsten Angehörigen wiederzufinden. Erst wenn diese Bedürfnisse einigermaßen befriedigt sind, entwickelt sich die Kraft für neue Zukunftspläne. Man hat in dieser Phase keine Zeit dazu, über Heimat nachzudenken oder große Zukunftspläne zu schmieden. Wichtig ist nur, wie die nächsten Tage überlebt werden. Manchmal spielen glückliche Zufälle dabei eine ganz wichtige Rolle.

„Ich kann mich erinnern, es war der 3. September 1945, wie ich damals in Klagenfurt am Bahnhof ankam. [...] Da hatte ich keine Ahnung von der Stadt. Keine Ahnung- wo gehst du hin? Ich habe versucht was zu essen zu bekommen. Keiner hilft dir weiter! Und plötzlich zupft mich jemand am Rockzipfel und sagt: `L., was machst du da?`. Es war die R.. Und in dem Moment, wo sie neben mir steht, bin ich sicher, es passt alles, die nächsten Tage sind gesichert, da bleib ich bei ihnen und dann geht es weiter. Du suchst in diesem Fall nicht die Heimat, du suchst materielle Sicherheit. Heimat kommt, glaube ich, erst später. Man hat keine Zeit dazu“ (Intv. 4, 1051-1509).

8.4.2.2 Trost

Ein emotionales Problem ergab sich daraus, dass sich die Gottscheer Landsleute in ihrem Geschichtsbewusstsein, dem deutschen und österreichischen Volk stets zugehörig fühlten. Bei ihrer Ankunft in Österreich machten sie jedoch die Erfahrung, dass man sie nicht als gleichwertig betrachtete. Man wusste nicht wirklich wie man mit ihnen umgehen sollte. Aus einem sehr emotionalen Gespräch mit einer Gottscheerin, die im Flüchtlingslager Feffernitz in Kärnten untergebracht war, erfuhr ich, dass die GemeindebewohnerInnen ihren Kindern verboten, sich in der Nähe vom Flüchtlingslager aufzuhalten oder Kontakt mit den Flüchtlingen aufzunehmen, da es sich hierbei um „Zigeuner“ handle. Oft konfrontierte man die „Zuwanderer“, wie sie dort genannt wurden, mit dem Vorwurf, dass sie alle „Nazis“ wären und für ihr Schicksal selbst verantwortlich seien.

Trotz dieser Missverständnisse und der Skepsis, die den Gottscheern anfänglich in den Weg gelegt wurden, trösteten diese sich hauptsächlich damit, dass es die einzig richtige Entscheidung war, ihr Land zu verlassen, denn sonst wären sie ihrer Meinung nach nicht mehr am Leben.

„Meine Großmutter väterlicherseits, sie war sehr intelligent, die hat uns immer geschrieben, dass wir froh sein sollen, dass wir dort sind wo wir sind, sonst

würden wir nicht mehr leben. Das war ein großer Trost für sie. [...] Die, die unten geblieben sind, haben unwahrscheinlich viel mitgemacht. Viele sind gestorben“ (Intv. 2, 676-680).

8.4.2.3 Prägung und Erziehung

Die Ressourcen und die Kraft für einen Neubeginn bezogen alle vier Probanden und die Probandin einstimmig aus der Art wie sie aufgewachsen sind und erzogen wurden. Ein „Versagen“ war in dieser Erziehung nicht vorgesehen. Die Kargheit des Landes, die Armut und die harte Arbeit gehörten schon in der Kindheit zum Lebensalltag.

„Es gibt keinen Gottscheer der versagt. Den kenn ich nicht. Es hat viele gegeben, die haben ganz normale Arbeiten gemacht, und es hat viele gegeben, die sind ganz was Besonderes geworden. [...] Eines haben wir alle, wir sind alle fleißig. Und das ist uns ins Blut gegeben. [...] Ich hatte nie Zweifel, dass ich mich nicht durchsetzen werde, [...] dass ich verzagen werde. Nur weil ich Heimweh habe, heißt das noch lange nicht, dass ich nicht meinen Weg gegangen wäre, den ich zu gehen habe (Intv. 1, 524-530).

„Diese Arbeit und Kargheit des Landes hat uns so geformt. Mit Wenig auskommen. [...] Selbstmord hat es keinen gegeben“ (Intv. 1, 533-535).

„Aber Jammern gibt es nicht. Die Gottscheer sind durch das harte Leben so geprägt. Sie haben alles verloren und fangen von vorne an, es ist einfach so. Es ist immer wieder ein Weiter. Das ist nicht so wie heut, sie sind so verwöhnt“ (Intv. 5, 1349-1352).

8.4.2.4 Blick in die Zukunft

Die Frage, dass es nicht weitergehen könnte, wurde von den Familienmitgliedern niemals in den Raum gestellt. Es musste einfach irgendwie weitergehen. Zurück gab es keines mehr, stattdessen wurde der Blick in eine neue Zukunft gerichtet.

„Nein, das kam nie vor. Immer wieder versuchen das Beste daraus zu machen. Und jetzt noch, wenn irgendetwas ist, werde ich es überstehen und überleben. [...] Ich werde kämpfen und das Beste daraus machen (Intv. 2, 788-791). Mein Vater hat gesagt: `Tut nicht jammern. Wir sind alle zusammen, gesund. Früher oder später werden wir auch ein Haus haben´ “ (Intv. 2, 782-784).

„Ich hab gedacht zurück kann ich nicht mehr, jetzt musst du vorwärts schauen“ (Intv. 3, 1012).

„Wir haben immer nach etwas gestrebt, wir haben immer eine Zukunft gesehen. Wir haben gearbeitet und gespart, damit wir bald ein Haus bauen können. Man muss immer ein Ziel haben“ (Intv. 5, 1354-1356).

8.4.2.5 Gemeinschaftssinn und religiöse Überzeugung

Ein weiterer wichtiger Faktor, den Mut nicht zu verlieren, waren der ausgeprägte, ebenfalls in der Erziehung verankerte und von Generation zu Generation weitergegebene, Zusammenhalt und Gemeinschaftssinn, sowie eine tiefe religiöse Überzeugung. Obwohl die neuen Wohnorte der Einzelnen sehr weit voneinander entfernt und sogar über die Kontinente verstreut lagen, wurden die Beziehungen und gegenseitigen Hilfeleistungen über die Jahrzehnte hinweg aufrechterhalten.

„Das ist in diesem Zusammenhang besonders zu erwähnen: Die waren ja nicht reich, die waren ja im heutigen Sinne eher arm. Aber wir waren reich an Gemeinschaft, am Zusammenhalten“ (Intv. 1, 36-38).

“Ich habe viel gearbeitet, wir hatten einen großen Gottscheer Club. Man sucht deswegen den Kontakt zum Verein und zu den Landsleuten, weil das Andere dort nicht deine Welt ist. Der Übergang wäre ohne meine Gottscheer Freunde und Verwandte noch schlimmer gewesen“ (Intv. 1, 505-508).

„Die Religion hat Halt und Sicherheit gegeben. Und bezogen auf den Verlust der Heimat hat man gesehen, dass die Religion eine Stütze war. Das war ganz, ganz wichtig“ (Intv. 1, 414-416).

8.4.2.6 Leistung und Durchsetzungsvermögen

Betrachtet man die wirtschaftliche Lage der befragten Personen zum heutigen Zeitpunkt, so kann man feststellen, dass es allen gelungen ist, sich und ihren Familien ein finanziell gesichertes, unabhängiges Leben zu gestalten. Repräsentative Eigenheime wurden errichtet, alle Nachkommen absolvierten eine fundierte Ausbildung, der überwiegende Teil davon erlangte einen Universitätsabschluss. In diesem Zusammenhang entdeckte ich bei den ProbandInnen eine außerordentliche Leistungsbereitschaft und den Willen, sich in den neuen Gemeinschaften und Lebenswelten zu integrieren, zu etablieren und durchzusetzen.

„Ich habe hier unterschwellig in den ersten Jahren erfahren, dass man uns sagt, dass wir überall besser sind. Wir mussten ja besser sein als die Anderen! Wir sind mit Nichts gekommen. Wir mussten uns in der Gemeinschaft einsetzen und durchsetzen. Und das kann (muss) man nur wenn man fremd ist, wenn man kein „Vitamin B“ hat, dann kann man nur durch Leistung weiterkommen. Man muss das Doppelte von dem leisten, was die Anderen leisten, damit du irgendwie auf gleich kommst“ (Intv. 4, 1118-1123).

„Wenn der Eine um 6 Uhr aufhört zu arbeiten, dann hör ich um 7 Uhr auf. Wenn einer um 6 Uhr anfängt, dann fang ich um 5 Uhr an. [...] Ich musste mehr leisten als meine österreichischen Kollegen, um hier anerkannt zu werden“ (Intv. 4, 1178-1182).

Es geht hierbei nicht mehr um die Beziehungen zu den eigenen Landsleuten, sondern um die aktive Auseinandersetzung mit den neuen Strukturen, den sozialen Beziehungen und um neu entstehende Prozesse für eine zukünftige Neubeheimatung. Es entsteht ein Spannungsfeld zwischen Vergangenheit und Zukunft, zwischen wohlwollender Integration und gleichzeitig konkurrierenden Polen, wenn es um ökonomische Grundlagen oder Arbeitsplatzsicherung geht. Erleichtert wurde dieser Prozess sicherlich dadurch, dass es in kultureller Hinsicht keine wesentlichen Unterschiede zwischen Österreich und Gottschee gab. Es war nicht notwendig sich mit anderen gesellschaftlichen Normen, Bräuchen und religiösen Gegebenheiten auseinanderzusetzen, Sprachbarrieren und Verständigungsprobleme waren von Anfang an nicht gegeben.

Der einheitliche Tenor aller fünf befragten Personen ist, dass sie diesen Spagat geschafft haben. Alle fühlen sich hier in Kärnten zu Hause, mehr noch – Kärnten ist ihre neue Heimat geworden, wenngleich es auch für manche mehrere Heimaten geben könnte. Auf die Frage: „Fühlen sie sich nun in Österreich zuhause?“ antwortet ein Proband, der nach der Flucht zwanzig Jahre in Amerika verbracht hatte und anschließend seinen Lebensmittelpunkt nach Österreich verlegte:

„Absolut! Ich kann mir nicht mehr vorstellen was Heimweh ist, es ist weg. Als wäre es nie dagewesen“ (Intv. 1, 469/470).

Ein Anderer antwortet:

„Wir sind hier total verwurzelt (in Kärnten). Wir sind schon so lange hier und ich möchte nirgendwo anders mehr leben“ (Intv. 5, 1374/1375).

In einem Lebensabschnitt, in dem die Vergangenheit mehr Platz einnimmt als die Zukunft, ist der Blick sehr oft nach rückwärts gerichtet. Der Bezug zur alten Heimat hat sich im

Laufe der Jahre verändert. Die Wunden des Verlustes verheilen, die Narben verblassen, trotzdem sind sie noch immer mehr oder weniger sichtbar.

„Es ist so, als wenn man einen nahe stehenden Menschen verliert. Ganz weg geht es nicht, aber es wird mit der Zeit immer erträglicher. Man kommt von Jahr zu Jahr davon mehr weg. Man denkt dran aber es ist weit weg. Wir sind einfach Kärntner. Die Erinnerungen kommen aber immer wieder“ (Intv. 5, 1377-1380).

8.4.3 Zukunft

Alle fünf Personen wünschen sich für die Zukunft, dass ihre Geschichte, ihre Sprache und ihre Kultur in Erinnerung behalten und weitertragen werde. Sie sind dabei insofern realistisch genug, dass dieser Wunsch nur sehr eingeschränkt in Erfüllung gehen wird. Wenn der Gottscheer Dialekt, der aktiv nur noch von den Zeitzeugen gesprochen wird, verstummt, findet dieses Kapitel nur noch Eingang in kultur- geschichts- oder sprachwissenschaftliche Abhandlungen, oder bei Menschen, die sich für ihre Vorfahren interessieren.

„Wenn man nicht mehr Gottscheerisch miteinander reden kann, ist es vorbei. Es wird Ahnenforschung betrieben. Es sind Menschen mit gottscheer Abstammung, die ihre Wurzeln wieder suchen. Die sind aber schon weit weg von Gottschee. Ob das noch was bringt, ist fraglich. Das sehe ich an den Kindern, sie interessieren sich zwar dafür, aber es wird immer weniger. Wenn die Gemeinschaft nicht mehr da ist, ist es vorbei“ (Intv. 1, 551-555).

Wahrscheinlich kann ich nur das wünschen, was ich bis jetzt gelebt habe. Dass das Wesentliche weitergetragen wird. Aber schauen Sie, die Zukunft - das sind nur fromme Wünsche. [...] Ich bin der, der es sich wünscht, dass unsere Gottscheer Mundart solange gesprochen wird, bis sie von verschiedenen

Seiten soweit abgesichert ist, dass man sie nach 100 oder 200 Jahren noch lesen kann, dass man sie mit der Transkription übersetzen und verstehen kann“ (Intv. 4, 1214-1220).

8.5 Zusammenfassung der Ergebnisse

Vor mir liegt das Ergebnis von fünf Menschen, denen es trotz tragischer und leidvoller Ereignisse und Verlusterfahrungen gelungen ist, sich erfolgreich in ihren neuen Lebenswelten wieder zu beheimaten. Alle fünf befragten Personen betrachten ihren jetzigen Wohnort als ihre Heimat, und möchten nicht mehr woanders leben. Ein einziger Proband schränkt diese Meinung insofern ein, indem er sich vorstellen könnte, überall dort in der Welt zu Hause zu sein, wo er sich verstanden und gut aufgenommen fühlt.

In der ersten Zeit nach der Flucht ging es nicht um Heimat oder um den Verlust der Heimat, sondern um die Sicherung der grundlegenden Bedürfnisse, die ein Weiterleben ermöglichten. Zufälle und provisorische Übergangslösungen prägten diese Phase, man nahm unbezahlte Arbeiten an, arbeitete allein für das tägliche Brot und eine Schlafmöglichkeit für sich und die Familie. Allzu oft wurde die hilflose Situation, in der sich die Flüchtlinge befanden, von den ortsansässigen neuen Arbeitgebern ausgenutzt oder man konfrontierte die „fremden Zuwanderer“ mit unangenehmen Schuldzuweisungen.

Erst nach und nach festigte sich der Gedanke, eine neue Existenz zu schaffen oder berufliche Qualifikationen zu erlangen, durch die neu geschaffene finanzielle Werte entstehen sollten. Oberstes Ziel war es, ein Eigenheim für die Familie zu errichten und ein geregeltes Einkommen für die Zukunft zu sichern. Voraussetzung dafür war es Strategien zu entwickeln, die die Türen zu einer sozialen Einbettung in neue Gesellschafts- und Arbeitswelten öffneten.

Es gab Faktoren, die diesen integrativen Prozess erschwerten aber auch erleichterten. Zum Einen gab es die oben erwähnten Vorurteile mit denen sie konfrontiert waren und

die konkurrierende Arbeitsplatzsituation, zum Anderen erleichterte die Tatsache, dass die Gottscheer Deutsch sprachen und sich nicht an neue Bräuche und kulturelle Gegebenheiten anpassen mussten, den Integrationsprozess.

Die Ressourcen und die Kraft für diesen erfolgreichen Neubeginn bezogen sie durch das harte und entbehrungsreiche Leben in der Kindheit. Sie argumentieren, dass dieses Leben sie hart, widerstandsfähig und belastbar gemacht hat. Jammern, Versagen und Aufgeben gehöre nicht zu den Charaktereigenschaften eines Gottscheers.

Der ausgeprägte Gemeinschaftssinn und Zusammenhalt der Volksgruppe, der sich über die Grenzen hinweg niemals auflöste, stellte ebenfalls einen zentralen Stellenwert dar und erleichterte den Prozess der Wiederbeheimatung. Es geht hierbei nicht nur um materielle Unterstützung, sondern vielmehr um emotionale Faktoren. Man wusste, dass man nicht alleine war und sich auf eine gegenseitige Hilfeleistungen und emotionale Zuwendung verlassen konnte. Trotz dieser engen Verbundenheit untereinander, entstanden dadurch keine Parallelgesellschaften oder eine absolute Fixierung an diese Gruppe bzw. an die Vergangenheit, die eine emotionale und soziale Integration in das neu entstandene Umfeld behindern hätte können.

Ausgehend von meiner sehr kleinen Stichprobe erwartete ich, dass es sich bei den Antworten meiner Interviewpartner und meiner Interviewpartnerin um überwiegend persönliche und individuelle Meinungen handeln würde. Dennoch wage ich zu behaupten, dass bei genauerer Betrachtung bestimmter Aussagen, die kollektive Meinung der Gottscheer Volksgruppe einfließt. Ich beziehe mich hierbei besonders auf das ausgeprägte „Wir-Gefühl“, welches sich in den oft getätigten Aussagen über den starken Zusammenhalt, den Gemeinschaftssinn und den beschriebenen Charaktereigenschaften der Gottscheer widerspiegelt.

Obwohl die Bedeutungsinhalte von Heimat vielseitig und unterschiedlich dargestellt wurden, erkenne ich in meiner Untersuchung, und auch in der theoretischen Abhandlung meiner Arbeit, immer wieder allgemein gültige Gemeinsamkeiten, die als Universalien betrachtet werden könnten.

Die Hypothesen, die sich für mich aus dieser Arbeit heraus entwickelten sind folgende:

Die Bedeutungsinhalte des Wortes Heimat sind vielfältig, aber niemals ohne die Betrachtung des biografischen und kulturellen Kontextes darstellbar oder interpretierbar.

Besonders die Erfahrungen und Prägungen in der Kindheit sind ausschlaggebend dafür, ob sich in Folge ein positives oder negatives Heimatbild entwickelt. Sie sind auch ausschlaggebend dafür, welche Strategien angewendet werden um sich in neuen Gesellschaften und Umgebungen zu orientieren.

Betrachtet man die Heimat mit dem Blick in die Vergangenheit, so nährt sich die Begrifflichkeit aus den Kindheitserinnerungen, den landschaftlichen Eindrücken, der Muttersprache, den sozialen Beziehungen und Netzwerken und den darin enthaltenen kulturellen Gegebenheiten und Wertauffassungen. Verliert man diese, wird Heimat leer und bedeutungslos.

Heimat ist nicht nur der Ort, an dem man geboren ist oder wo man seinen aktuellen Wohnort angibt. Obwohl es grammatikalisch keine Mehrzahl des Wortes Heimat gibt, kann es mehrere „Heimaten“ geben, die nebeneinander existieren. Je mehr man sich mit diesem Begriff auseinandersetzt und je kritischer die vergangenen und aktuellen Gegebenheiten hinterfragt werden, desto offener ist man für neue Erfahrungen und neue Aspekte zu dieser Fragestellung.

9 Ausblick

Den Heimatbegriff in unserer heutigen Zeit zu definieren bedeutet, sich den neuen Herausforderungen unserer (manchmal vermeintlich) freien, demokratischen und vom Wettbewerb gekennzeichneten Gesellschaft zu stellen. Wir können uns heute unser Zuhause mehr oder weniger aussuchen. Das Wort „Wahlheimat“ wird in diesem Zusammenhang immer mehr gebraucht. In diesem Wort steckt eine Freiwilligkeit der Entscheidung, wir können frei wählen, wo wir uns niederlassen. Die Verbindung zur alten Heimat ist durch zunehmende Mobilität und moderne Kommunikationsmittel leicht herstellbar. Trotzdem brauchen wir all die stabilisierenden Faktoren, die in dieser Arbeit herausgefiltert wurden, um uns heimisch zu fühlen.

Kaltefleiter (1981) meint, „man kann für die soziale Integration zahlreiche Begriffe finden, der der Heimat ist der sinnvollste“. Er bezieht sich damit auf den immer stärker werdenden Wettbewerb, nicht nur zwischen den einzelnen Individuen, sondern auch zwischen den einzelnen Gruppen und Ethnien die, sei es wirtschaftlich, kulturell, sozial, religiös oder sportlich betrachtet, einander gegenüberstehen. Dies zu überwinden bedeutet eine enorme Herausforderung für Politik und Gesellschaft (Kaltefleiter, 1981. S. 57).

„Sicherung und Schaffung von Heimat heißt letzten Endes, der Entfremdung entgegenzuwirken“. Dies geschieht dadurch, dass man bereit ist eine humane Gesellschaft und Umwelt zu entwickeln, in der es gelingt, Gegensätze zu überbrücken und Gemeinsamkeiten zu unterstreichen (Buchwald, 1984, S. 54).

„In der Zukunft, in der die Dimensionen des Lebens immer globaler werden, wird jeder Ort des Lebens immer globaler werden, wird jeder Ort des Lebens verrückt werden können und sich kein Ort des Lebens von selbst verstehen. Bis auf den Ort der Geburt und den Ort der Kindheit. Sie werden die Orte bleiben in denen sich Heimatgefühl, Heimerinnerung und Heimatsehnsucht vor allem verbinden“ (Schlink, 2000, S. 49 f.).

Man kann nur hoffen, dass es ein gelungenes Zuhause war, wie es Hilde Domin ausdrückte: „Irgendwann war ich zuhause, gut zuhause. Davon lebe ich ein Leben lang. [...] Dort haben mich meine Eltern mit dem Vertrauen versorgt, dem Urvertrauen, das unzerstörbar scheint und aus dem ich die Kraft des „Dennoch“ nehme“ (Domin, 1982, S. 23).

Die Frage und das Interesse nach der Heimat wird, je nach wirtschaftlichem, politischem und sozialem Kontext, manchmal mehr, manchmal weniger gestellt. Besonders aktuell ist sie jedoch, wenn Gefahr droht, dass sie abhanden kommt. In unserem europäischen Lebensraum sind wir heute zwar nicht mehr unmittelbar von Krieg und Vertreibung bedroht, aber wir leben in einer Zeit, wie es Neumeyer (1992) zum Ausdruck brachte, in der wir uns durch „Anonymität und Funktionalität, Vereinheitlichung und Zentralisierung“ und durch die Folgen eines sorglosen Umgangs mit unserer Umwelt eine „Unwirtlichkeit“ unserer Lebenswelt geschaffen haben. Die Reaktion darauf ist „die Sehnsucht nach Geborgenheit, menschlicher Nähe“ und eines überschaubaren Lebensraumes – also die Sehnsucht nach Heimat (Neumeyer, 1992, S. 1).

Literaturverzeichnis

Adel, Kurt (1982). *Aufbruch und Tradition. Einführung in die Österreichische Literatur seit 1945.* Wien: Braumüller Universitätsverlagsbuchhandlung GmbH.

Adler, Chemela (1991). *Heimatsuche und Identität. Das Werk der bairischen Schriftstellerin Lena Christ.* Frankfurt: Peter Lang GmbH.

Altmann, Hans (1980). Es geht um Zugehörigkeit. In: Elisabeth Moosmann (Hrsg.). *Heimat, Sehnsucht nach Identität* (S. 164–172). Berlin: Ästhetik und Kommunikation Verlags-GmbH.

Assmann, Jan (2000). *Religion und kulturelles Gedächtnis.* München: Beck.

Atteslander, Peter (2008). *Methoden der empirischen Sozialforschung.* (12. Aufl.). Berlin: Erich Schmidt Verlag GmbH & Co.

Apitzsch, Ursula (1999). Traditionsbildung im Zusammenhang gesellschaftlicher Migrations- und Umbruchprozesse. In: Ursula Apitzsch (Hrsg.). *Migration und Traditionsbildung* (S. 7–20). Opladen/Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH.

Bastian, Andrea (1995). *Der Heimat-Begriff. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung in verschiedenen Funktionsbereichen der deutschen Sprache.* Tübingen: Niemeyer.

Baum, Wilhelm (1981). *Deutsche und Slowenen in Krain. Eine historische Betrachtung.* Klagenfurt: Carinthia Verlag.

Bausinger, Hermann (1984). Auf dem Wege zu einem neuen, aktiven Heimatverständnis. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). *Heimat heute* (S. 11–27). Stuttgart: Kohlhammer Druckerei GmbH + Co.

Bock, Thomas & Groß Jan (1988). Entwurzelung und Leben in der Fremde. In: Antonio Morten (Hrsg.). *Vom heimatlosen Seelenleben. Entwurzelung, Entfremdung und Identität* (S. 13–21). Bonn: Psychiatrie-Verlag.

Bollnow, Otto Friedrich (1985). Der Mensch braucht heimatliche Geborgenheit. Philosophische Betrachtungen. In: Landeszentrale für Politische Bildung (Hrsg.). *Heimat heute* (S. 28–33). Stuttgart: Kohlhammer Druckerei GmbH.

Brepohl, W. (1953). Die Heimat als Beziehungsfeld. Entwurf einer soziologischen Theorie der Heimat. In: *Soziale Welt*. 4, 12–22.

Brintzinger, Ottobert L. (1981). Heimat – Gemeinde – Staat. In: Wolfgang Riedel (Hrsg.). *Heimatbewusstsein. Erfahrungen und Gedanken Beiträge zur Theoriebildung* (S. 14–34). Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.

Buchwald, Konrad (1984). Heimat heute: Wege aus der Entfremdung. Überlegungen zu einer zeitgemäßen Theorie von Heimat. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). *Heimat heute* (S. 34–59). Stuttgart: Kohlhammer Druckerei GmbH

Busch, Hans-Joachim (1995). Heimat als ein Resultat von Sozialisation – Versuch einer nicht-ideologischen Bestimmung. In: Wilfried Belschner, Siegfried Grubitzsch, Christian Leszczynski & Stefan Müller-Doohm (Hrsg.). *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 80–86). Opladen: Leske + Budrich.

Domin, Hilde (1982). Aber die Hoffnung. *Autobiografisches aus und über Deutschland*. München: Piper & Co Verlag.

Duden, (1982). *Fremdwörterbuch* (4. Aufl.) Mannheim: Dudenverlag.

Engel, Hans-Ulrich (1985). *40 Jahre nach Flucht und Vertreibung als der Exodus begann; Augenzeugen berichten*. Düsseldorf: Rau – Verlag.

Erker, Ernest (1992). Die Gottschee – Älteste deutsche Sprachinsel in Jugoslawien. In: Donaueschinger Kulturstiftung (Hrsg.). *Weissbuch der Deutschen aus Jugoslawien*. (2. Aufl.), (S. 869- 873). München: Universitas Verlag.

Erker, Josef (1931). Gedicht. In: Hugo Grothe. (Hrsg.). *Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien* (S. 187). Münster: Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung.

Ferenc, Mitja, (1993). *Das verlorene Kulturerbe der Gottscheer Deutschen*. Ljubljana: Telo – Tiskarna.

Frensing, Hans Hermann (1970). *Die Umsiedlung der Gottscheer Deutschen. Das Ende einer südostdeutschen Volksgruppe*. München: Oldenburg Verlag.

Frühwald, Wolfgang (1985). Deutschland, bleiche Mutter. Die Auseinandersetzung um Wort und Begriff der Heimat Deutschland zwischen Nationalsozialismus und der Literatur des Exils. In: Bienek Horst (Hrsg.). *Heimat. Neue Erkundung eines alten Themas* (S. 27–41). Wien: Hanser Verlag.

Fetscher, Iring (1992) Heimatliebe- Brauch und Mißbrauch eines Begriffs. In: Rüdiger Görner (Hrsg.). *Heimat im wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. Und 20. Jahrhundert* (S. 15-35). München: iudicium verlag.

Fülleborn, Ulrich (1992). „...die sich gebar im Verlust“. Heimat in Rilkes Dichtung. In: Rüdiger Görner (Hrsg.). *HEIMAT im wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. Und 20. Jahrhundert* (S. 90–105). München: iudicium verlag.

Gauß, Karl-Markus (2001). *Die sterbenden Europäer*. Wien: Zsolnay.

Gerrig, Richard J., Zimbardo, Phillip G. (2008). *Psychologie* (18. Aufl.). München: Pearson.

Girtler Roland, (2008). Ein missbrauchtes Wort. In: *Kunststoff – die Zeitung für Kulturvernetzung Niederösterreich*, 1, 5.

Greverus, Ina-Maria (1972). *Der territoriale Mensch. Ein literaturanthropologischer Versuch zum Heimatphänomen.* Frankfurt/M: Athenäum.

Greverus, Ina-Maria (1979). *Auf der Suche nach der Heimat.* München: Beck Verlag.

Greverus, Ina-Maria (1995). Wem gehört die Heimat? In: Wilfried Belschner, Siegfried Grubitzsch, Christian Leszczynski & Stefan Müller-Doohm (Hrsg.). *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 23–37). Opladen: Leske + Budrich.

Grimm Jakob u. Wilhelm, (1984). *Deutsches Wörterbuch.* Band 10. München: Deutscher Taschenbuchverlag.

Grothe, Hugo (1931). *Die deutsche Sprachinsel Gottschee in Slowenien.* Münster: Aschendorfsche Verlagsbuchhandlung.

Haderlap, Maja (2011). *Der Engel des Vergessens.* Göttingen: Wallstein Verlag.

Hauffen, Adolf (1895). *Die deutsche Sprachinsel Gottschee. Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder.* Graz: K. K. Universitäts – Druckerei und Verlagsbuchhandlung „Styria“.

Häfner, Ansgar (1995). Heimat und Kontinuität. Von der Heimat zu dem Ort in dem noch niemand war. In: Wilfried Belschner, Siegfried Grubitzsch, Christian Leszczynski & Stefan Müller-Doohm (Hrsg.). *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 63–68). Opladen: Leske + Budrich.

Helbig, Louis Ferdinand (1989). *Der ungeheure Verlust. Flucht und Vertreibung in der deutschsprachigen Belletristik der Nachkriegszeit* (2. Aufl.). Wiesbaden: Harrassowitz

Herbst, Johann (2009). Ostern daheim. *Gottscheer Gedenkstätte*, 46 (2), 4.

Herrenknecht, Albert (1980). Heimatsehnsucht - Eine verdrängte Kategorie linker Identität. In: Elisabeth Moosmann (Hrsg.). *Heimat. Sehnsucht nach Identität* (S. 194- 199). Berlin: Ästhetik und Kommunikationsverlags-GmbH.

Hinck, Walter (1985). Heimatliteratur und Weltbürgertum. Die Abkehr vom Ressentiment im neuen Heimatroman. In: Bienek Horst (Hrsg.) *Heimat. Neue Erkundung eines alten Themas* (S. 42–56). Wien: Hanser Verlag.

Högler, Walter (2003). Ostern in der alten Heimat. *Gottscheer Gedenkstätte*, 40 (2), 2.

Hösler, Joachim (2006). *Slowenien*. Regensburg: Verlag Friedrich Pustet.

Javorek, Anna (2004). Heimateerde. In: *Gottscheer Gedenkstätte*. (Hrsg.). Graz-Mariatrost. 5, 41. Weinitzen: Weinitzen Druck.

Jolles, Hiddo M. (1965). *Zur Soziologie der Heimatvertriebenen und Flüchtlinge*. Berlin: Kiepenhauer & Witsch.

Jonke, Peter (1930). Das Gottscheerland. In: Festausschuss der Gottscheer 600-Jahrfeier. *Jubiläums-Festbuch der Gottscheer 600-Jahrfeier* (S. 9–19). Gottschie: Buchdruckerei Josef Pavlicek.

Jooß, Rainer (1984). Heimatgeschichte. Heimatgeschichte und ihre politische Bedeutung. In: Landeszentrale für politische Bildung Baden Württemberg. (Hrsg.). *Heimat heute* (S. 60–72). Stuttgart: Kohlhammer.

Kaiser-Kaplaner, Ingrid (1992). *Gottscheer Frauenschicksale im 20. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung anhand narrativer Quellen*. Dissertation. Eingereicht am Institut für Geschichte der Universität für Bildungswissenschaften Klagenfurt.

Kaiser-Kaplaner, Ingrid (1993). *Gottscheer Frauenschicksale im 20. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Untersuchung Vertriebener anhand von Erzählungen Betroffener.* Klagenfurt-Wien: Hermagoras/Mohorjeva.

Kaltefleiter, Werner (1981). Heimat und Politik. In: Wolfgang Riedel (Hrsg.). *Heimatbewußtsein. Erfahrungen und Gedanken. Beiträge zur Theoriebildung* (S. 53–57). Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.

Karner, Stefan (1998). *Die deutschsprachige Volksgruppe in Slowenien. Aspekte ihrer Entwicklung 1939-1997.* Klagenfurt-Ljubljana-Wien: Hermagoras/Mohorjeva.

Klingensfeld, Sieghard (1988). „... und jetzt wenigstens versuchen, hier auf immer zu bleiben.“ Psychosoziale Folgen der Reemigration für Kinder und Jugendliche. In: Antonio Morten (Hrsg.) *Vom heimatlosen Seelenleben. Entwurzelung, Entfremdung und Identität* (S. 171–192). Bonn: Psychiatrie-Verlag.

Klueting Edeltraud (1991). *Antimodernismus und Reform. Zur Geschichte der deutschen Heimatbewegung.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Krauland, Horst, Michitsch, Erwin (1993). *Gottscheer Kochbuch.* URL: <http://www.gottschee.de/Dateien/Kochrezepte/WebDeutsch/Rezepte/Germteigspeisen.htm#15> (Zugriff: 21.06.2011).

Kren, Ludwig (1980). Heimat Gottschee. In: Gottscheer Landsmannschaft Klagenfurt (Hrsg.). *650 Jahre Gottschee. Festbuch 1980* (S. 143–166). Klagenfurt: Carinthia.

Kren, Ludwig (2010). *Von der Drau bis zur Kulpa. Gottschee ein Lesebuch.* (3. Aufl.). Maria Rain-Graz: Eigenverlag.

Lamnek, Siegfried (2005). *Qualitative Sozialforschung.* (4. Aufl.). Weinheim und Basel: Belz Verlag.

Langenscheidt (1996). *Großes Schulwörterbuch. Deutsch-Englisch.* (6. Aufl.), München: Langenscheidt Verlag.

Lipowitz, Richard (1980). Der Gottscheer Wald. In: Gottscheer Landsmannschaft Klagenfurt. *650 Jahre Gottschee. Festbuch 1980* (S. 102–107). Klagenfurt: Carinthia.

Lorenz, Konrad (1988). *Die Rückseite des Spiegels. Der Abbau des Menschlichen.* München/Zürich: Piper.

Maslow, Abraham. H. (1970). *Motivation an personality* (2. ed.). New York: Harper & Row.

Mayring, Philipp (2002). *Einführung in die Qualitative Sozialforschung.* (5. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Mayring, Phillip (2008). Neuere Entwicklung in der qualitativen Forschung und in der Qualitativen Inhaltsanalyse. In: Philipp Mayring & Michaela Gläser-Zikuda (Hrsg.). *Die Praxis der Qualitativen Inhaltsanalyse* (S. 7–19). (2. Aufl.). Weinheim und Basel: Beltz Verlag.

Merkens, Hans (2000). Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorf & Ines Steinke (Hrsg.). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 286–299). Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt.

Michitsch, Viktor (2004). Unser Heimatblatt im Wandel der Zeit. *Gottscheer Zeitung*, 101 (8), 3.

Michitsch, Viktor (1980). Die Arbeitsgemeinschaft der Gottscheer Landsmannschaften. In: Gottscheer Landsmannschaft Klagenfurt (Hrsg.). *650 Jahre Gottschee. Festbuch 1980* (S. 201–206). Klagenfurt: Carinthia.

Mitzscherlich, Beate (1997). „*Heimat ist etwas, was ich mache*“. *Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozeß von Beheimatung*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Morton, Antonio (1988). Der Baum der wächst in der Erde Mitten... In: Antonio Morton (Hrsg.). *Vom heimatlosen Seelenleben. Entwurzelung, Entfremdung und Identität* (S. 22–34). Bonn: Psychiatrie Verlag.

„**N. N.**“ (2003). Weihnachten gibt Hoffnung. *Gottscheer Zeitung*, 100 (12), 1–2.

„**N. N.**“ (2004a). „Shümittðn“ in Gottschee. *Gottscheer Zeitung*, 101 (6), 8.

„**N. N.**“ (2004b). Fasching in Gottschee. *Gottscheer Gedenkstätte*, 41 (1), 5.

„**N. N.**“ (2004c). Gelebte Tradition. *Gottscheer Zeitung*, 101 (8), 10.

„**N. N.**“ *Gottscheer Gedenkstätte Graz Vereinsgeschichte*,
URL: <http://www.gottscheer-gedenkstaette.at/> (Zugriff am 23. 06. 2011).

Nahm, Peter Paul (1971).*doch das Leben ging weiter*. Köln: Grote`sche Verlagsbuchhandlung KG./Merkur (Troisdorf).

Neumeyer, Michael (1992). *Heimat. Zu Geschichte und Begriff eines Phänomens*. Kiel: Geografisches Institut der Universität Kiel, Selbstverlag.

Otterstädt, Herbert (1941). *Gottschee. Eine deutsche Volksinsel im Südosten*. Graz: Steirische Verlagsanstalt.

Österreichisches Liederbuch (1962). *Komm sing mit*. Anton Dowidowicz (Hrsg.). (S. 32). Innsbruck: Helbling Verlag.

Paul, Parin (1996). Heimat, eine Plombe: In: Rede am 16. November 1994 beim 5. Symposium der Internationalen Erich-Fried-Gesellschaft für Literatur und Sprache in Wien zum Thema „*Wieviel Heimat braucht der Mensch und wieviel Fremde verträgt er*“. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.

Petschauer, Erich (1980). *Das Jahrhundertbuch der Gottscheer*. Wien: Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges.mb.H.

URL: <http://wwwu.uni-klu.ac.at.archiv/publikationen/digital/pdf/jh-buch11.pdf>

(Zugriff: 26.06.2011).

Petschauer, Hermann (1980). Schloß Krastowitz und die Gottscheer. In: Gottscheer Landsmannschaft Klagenfurt (Hsrg.). *650 Jahre Gottsche. Festbuch 1980* (S. 285–288). Klagenfurt: Carinthia.

Rauschenbach, Brigitte (1995). Nun Ade, du mein lieb Heimatland. Überlegungen zur Heimat als Grenzbegriff. In: Wilfried Belschner, Siegfried Grubitsch, Christian Leszczynski & Stefan Müller-Doohm. (Hrsg.). *Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen* (S. 69–79). Opladen: Leske + Budrich.

Reeves, Nigel (1992). Heimat aus der Ferne. Gedanken zu einem Leitmotiv in Heines Dichtung. In: Rüdiger Görner (Hrsg.) *Heimat im wort. Die Problematik eines Begriffs im 19. und 20. Jahrhundert* (S. 72–89). München: iudicium.

Richter, Walli (1985). Die Umsiedlung der Deutschen aus Wolhynien, Bessarabien und der Dobrudscha. In: Hans-Ulrich Engel (Hrsg.). *40 Jahre nach Flucht und Vertreibung ... Als der Exodus begann* (2. Aufl.). (S. 13–25). Düsseldorf: RAU.

Sarkowitsch Hans (1985) Vom Kahlschlag keine Spur. Anmerkungen zum Umgang mit der Heimatliteratur des Dritten Reiches in der Bundesrepublik Deutschland. In: Bienek Horst (Hrsg.). *Heimat. Neue Erkundigungen eines alten Themas* (S. 62–72). Wien: Hanser Verlag.

Schemitsch, Karl (1985). *Schicksal der Gottscheer. Tragik der deutschen Sprachinsel Gottschee.* Klagenfurt: Carinthia.

Schieder, Theodor (1961). *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa. Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien.* Düsseldorf: Oskar Leitner Druck K. G.

Sinowjew, Alexander (1985). Nicht mehr zurück. In: Horst Bienek (Hrsg.). *Heimat-Neue Erkundungen eines alten Themas* (S. 138–140). München/Wien: Hanser Verlag.

Schlink, Bernhard (2000). *Heimat als Utopie.* Frankfurt am Main: Surkamp.

Schmidt, Hans-Heinrich (1981). Heimat als soziales Lernfeld. In: Wolfgang Riedel (Hrsg.). *Heimat bewußtsein. Erfahrungen und Gedanken* (S. 58–69). Husum: Husum Druck- und Verlagsgesellschaft.

Spranger, Eduard (1923). *Der Bildungswert der Heimatkunde. Rede zur Eröffnungssitzung der Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde am 21. April 1923.* Berlin: Hartmann Verlag.

Stalzer, Hilde (2003). Hefeteigstrudel. *Gottscheer Gedenkstätte*, 40 (5), 24.

Turrini, Peter (1996). *Liebe Mörder! Von der Gegenwart, dem Theater und dem lieben Gott.* München: Luchterhand Literaturverlag GmbH.

Turrini, Peter (1986). *Es ist ein gutes Land. Texte zu Anlässen.* Wien: Europaverlag.

Volkan, Vamik D. (2003). *Das Versagen der Diplomatie. Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte.* Gießen: Psychosozial-Verlag.

Wehling, Hans-Georg (1984). Heimat Verein. In: Landeszentrale für politische Bildung (Hrsg.). *Heimat heute* (S. 88–98). Stuttgart: Kohlhammer Verlag.

Winter, Werner (1998). Migration u. Migrationspolitik. In: Karin Weiss & Peter Rieker (Hrsg.). *Allein in der Fremde. Fremdunterbringung ausländischer Jugendlicher in Deutschland* (S. 25–35). Münster: Waxmann Verlag GmbH.

Wolfram, Richard (1980). *Brauchtum und Volksglaube in der Gottschee*. Wien: Selbstverlag des österreichischen Museums für Volkskunde.

Woxikon (2011). *Vaterland*. Onlinelexikon – Wörterbuch und Übersetzung. URL: www.woxikon.de/deutsch-franzoesisch/vaterland.php (Zugriff am: 13. 06. 2011).

Woxikon (2011). *Dorf*. Onlinelexikon – Wörterbuch und Übersetzung. URL: www.woxikon.de/deutsch-spanisch/dorf.php (Zugriff am: 13. 06. 2011).

Woxikon (2011). *Vaterland*. Onlinelexikon – Wörterbuch und Übersetzung. URL: www.woxikon.de/deutsch-spanisch/vaterland.php (Zugriff am: 13. 06. 2011).

Woxikon (2011). *Home*. Onlinelexikon – Wörterbuch und Übersetzung. URL: www.woxikon.de/deutsch-englisch/Heimat.php (Zugriff am: 13. 06. 2011).

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1: Subjektive Konzepte und Einstellungen von Heimat	105
Tabelle 2: Beheimatungsstrategien	115